

# S

**S-Magazin Nr. 23: Stationen** Wie neue Orte uns zu neuen Menschen machen – ein Reiseheft



**Ungeahnt, ungesehen:** Warnschild in Oak Beach, Australien. Das Foto stammt aus der Online-Bildersammlung »Accidentally Wes Anderson«, die sich der quietschbunt-verspielten Ästhetik des amerikanischen Filmregisseurs verschrieben hat – und Orte und Architektur mit Andersons typischem Vintage-Flair neu entdeckt



**Bretz**

**Edgy**  
German Design Award

**Headquarter:** Alexander - Bretz - Straße 2 D-55457 Gensingen bretz.de  
**Flagships:** Berlin Dortmund Dresden Düsseldorf Frankfurt Hamburg Köln Leipzig München Nürnberg Stuttgart Budapest Paris Wien

STATIONEN



S-Magazin  
Das Stilmagazin vom SPIEGEL  
August 2024

Den Inhalt dieses Hefts  
finden Sie auch auf  
spiegel.de/leben/stil/s-magazin

»Woran soll man wachsen, wenn man im stets gleichen Umfeld und Rhythmus lebt und selten was Neues passiert?«, fragt die Schriftstellerin Christine Brand in ihrem Essay. Wechseln Menschen nicht von Zeit zu Zeit Perspektive und Umgebung, werden sie unbeweglich und bekommen Angst vor dem Unbekannten. Das Fremde fordert uns oft heraus, aber es eröffnet auch Chancen. Das zeigen in dieser Ausgabe elf Berichte von Menschen, die sich für längere Zeit ins Ausland begeben haben. »Das Leben wird größer, wenn wir uns ferne Orte zu einer neuen Heimat machen«, schreibt Brand, eine gebürtige Schweizerin, die zeitweise auf Sansibar lebt. »Der erweiterte Erfahrungsschatz, die Begegnungen und das erquickliche Gefühl, etwas zum allerersten Mal zu sehen und stets dazuzulernen, verändern uns.« Es geht in diesem Heft viel um Heimat und darum, dass man diese eigentlich überall finden kann, in einem koreanischen Geburtstagslied, in einer ungarischen Kakaoschnecke oder in einer Bildersammlung in Wilmington, Delaware. Dort betreibt das amerikanische Paar Amanda und Wally Koval die Online-Galerie »Accidentally Wes Anderson«. In ihrem Fotoalbum sammeln die Kovals Aufnahmen aus aller Welt, deren nostalgische Ästhetik an die Filme des von ihnen verehrten US-Regisseurs denken lässt. Die Reisebilder in dieser Ausgabe stammen allesamt aus ihrer Kollektion. »Jedes Gebäude hat das Zeug zur Sehenswürdigkeit«, sagt Wally Koval. Und jeder Ort hat die Kraft, solche Bilder in uns zu wecken. Wir müssen nur »beweglich sein im Kopf«, sagt Brand. **Brechen Sie mit uns auf.**

26



10



12



- |  |   |  |
|--|---|--|
| <p>04 <b>Magazin I</b><br/><i>Klassiker: Das Reisekopftuch / Was für ein Blick: feinsten Business Lunch über den Dächern von Paris im »Le 39V« / Baden gehen mit Inès de La Fressange</i></p> <p>06 <b>Magazin II</b><br/><i>Herzenssache von Hadi Teherani / Auf Zeitreise mit der Swatch Art Journey / Wein-Kolumne: High Glass</i></p> <p>08 <b>Streetstyle</b><br/><i>Die Farben von Kiel</i></p> <p>10 <b>Auftakt</b><br/><i>Die Schriftstellerin Christine Brand stammt aus der Schweiz und lebt auf Sansibar. In ihrem Essay erklärt sie, warum das Leben größer wird, wenn wir uns hinauswagen aus dem Gewohnten</i></p> | <p>12 <b>Stationen des Lebens</b><br/><i>Ob Manager, Künstlerin oder Model, ob für einen Job, für eine neue Liebe oder für die Freiheit: Elf Menschen berichten, wie sie ihr Ausbruch aus dem Vertrauten geprägt hat</i></p> <p>24 <b>Durch die rosarote Brille</b><br/><i>Liebevoll und schrullig werden auf den Bildern von »Accidentally Wes Anderson« Orte und Gebäude in Szene gesetzt. Über den Erfolg des Phänomens, das dem Stil des amerikanischen Regisseurs huldigt</i></p> <p>26 <b>Goldene Zeiten</b><br/><i>Der Kreative Stéphane Ashpool hat nicht nur die Uniformen für die französischen Olympia-Athleten entworfen, sondern der Welt auch vorgeführt, wie cool Sportmarketing gelingen kann</i></p> | <p>28 <b>Streetfood und Sterneküche</b><br/><i>Mory Sacko ist der Shootingstar der französischen Küche. In seinem Gourmet-Restaurant interpretiert er klassische Gerichte neu und multi-kulturell</i></p> <p>29 <b>Außer Atem</b><br/><i>Die Kolumne von Wolfgang Höbel</i><br/>Leserbriefe, Impressum</p> <p>30 <b>Das gezeichnete Interview</b><br/><i>Von und mit dem deutschen Pop-Art-Künstler Andora</i></p> |
|--|---|--|

Foto Titel: Accidentally Wes Anderson, Ricky Monti (ig: rickymonti); diese Seite: Paul Hiller (ig: paulhiller); Weilkugeln: Getty Images, Model: Le Coc Sportif



**Gran Turismo**  
CO2-neutral unterwegs mit Maserati – das geht dank der limitierten Gepäckkollektion von Piquadro und dem Sportwagenhersteller. Die Reiseaccessoires der beiden Marken aus der Emilia-Romagna genügen höchsten Nachhaltigkeitsstandards. Ab 500 Euro. [piquadro.com](http://piquadro.com)



**Gestern und heute** Die Schauspielerinnen und spätere Fürstin von Monaco Grace Kelly trug nicht nur gern Seidenfoulards auf dem Kopf, sondern fixierte damit auch einmal einen Gipsarm. Rechts: aktueller Laufsteg-Look aus der Sommerkollektion von Moschino

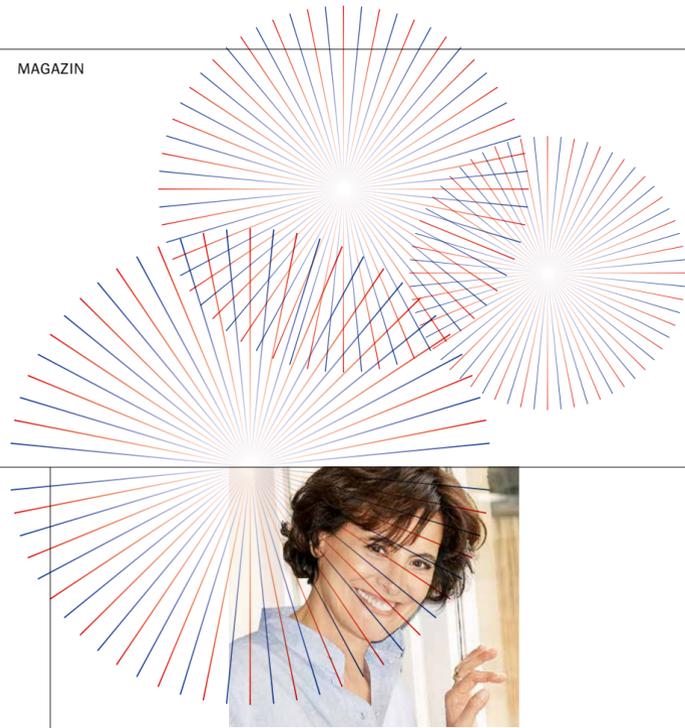
## Das Reisekopftuch

**Klassiker** Als Hailey Bieber beim Coachella-Musikfestival im April ein Kopftuch trug, das sie über eine Baseballkappe geknotet hatte, ließen die Nachahmer nicht lange auf sich warten. Auf Social Media zeigten Influencer, wie man den Look stylt. Hunderttausende schauten diese Videos an, zumal auch Stars wie Billie Eilish wieder um den Kopf gewickelte Foulards trugen. Wer noch eines braucht, findet es etwa in den aktuellen Kollektionen von Moschino, Giorgio Armani oder Burberry. Deren elegante Looks erinnern an Frauen wie Grace Kelly oder Jackie Kennedy, die damit in den Fünfziger- und Sechzigerjahren durch Capri oder Rom spazierten oder auf Reisen ihre Haare vor Regen, Wind und Sonne schützten. Das sah vornehm und züchtig aus. Zwar sind Tücher seit Jahrhunderten als Kopfbedeckungen in verschiedenen Kulturen und Religionen üblich und können eine politische Bedeutung haben, aber unabhängig davon etablierten sie sich im 20. Jahrhundert als feminines Accessoire. Zum einen, weil sich mehr Frauen ans Steuer setzten und für ihre Bobs und Bouffants einen Schutz gegen den Fahrtwind brauchten. Zum anderen, weil die Erfindung des Seiden-Carrées von Hermès 1937 den Foulard zum Luxusaccessoire machte, das Grace Kelly sogar verwendete, um einen Gipsarm zu fixieren. Audrey Hepburn sagte einst: »Ich fühle mich nie so weiblich wie wenn ich ein Seidentuch trage.« *Silvia Ihring*

## Was für ein Blick!



**Den Sternen ganz nah**  
Wenn Geschäftsmänner oder Moderedakteurinnen im Herzen von Paris adäquat und entspannt zu Mittag essen wollen, dann gehen sie zu Frédéric Vardon ins »Le 39V« im obersten Geschoss des frisch renovierten Haussmann-Gebäudes in der Avenue George V. Vom saisonalen Hors'd'œuvre bis zum Gebäck wird alles geteilt. Lunch-Menü ab 49,50 Euro. [le39v.com](http://le39v.com)



## Zwischen Concorde und Camping

Model und Designerin *Inès de La Fressange* jettet um die Welt, neuerdings mit Badehandtuch. Die 67-jährige Französin hat eine Strand- und Poolkollektion entworfen

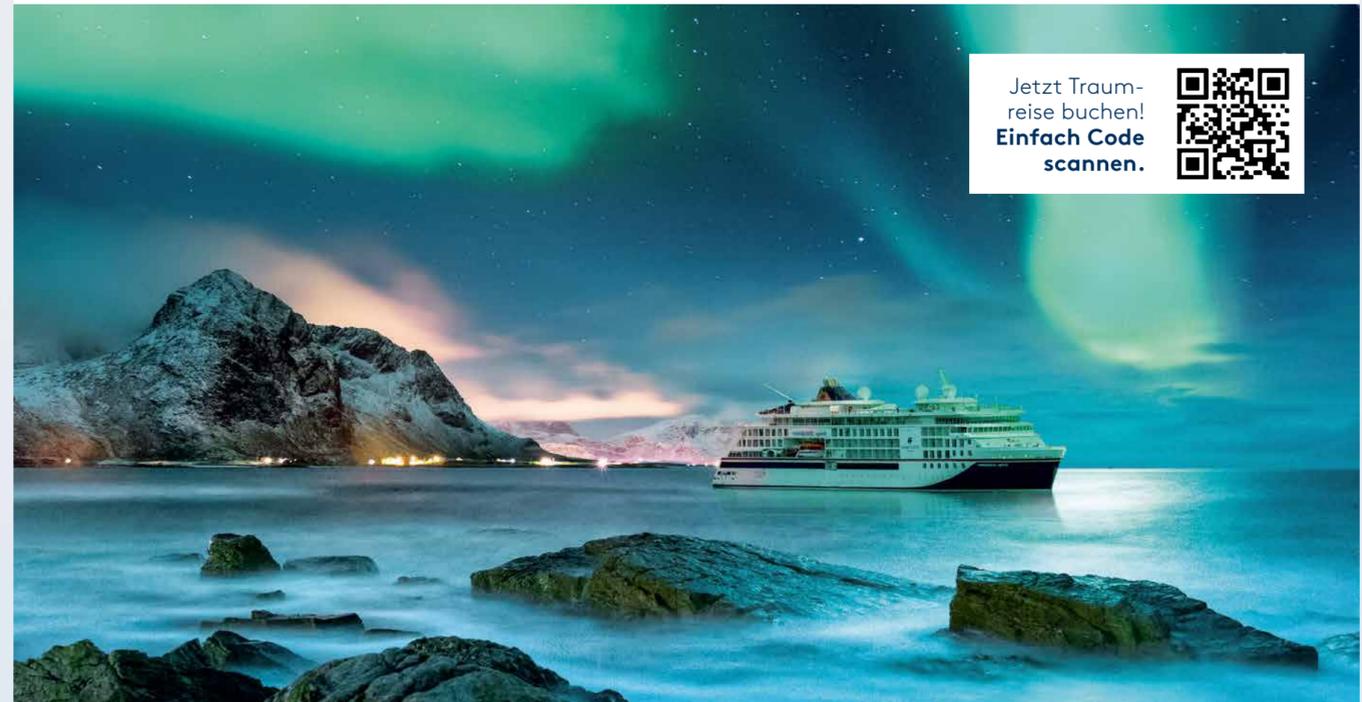
— **Wie so häufig bei Ihnen ist auch die Badekollektion für Vilebrequin in den Farben Blau, Weiß, Rot gehalten. Sind Sie so heimatverbunden oder fiel Ihnen nichts anderes ein?** Blau ist meine Lieblingsfarbe. Ich bin eine egoistische und egozentrische Person und designe immer Sachen, die ich selbst suche, aber nicht finde. Etwa das Badehandtuch. Leider sieht das Angebot am Ferienort immer gleich aus: Alle Handtücher sind schrecklich bunt – türkis, violett und pink – oder haben furchtbare Muster mit Palmen, exotischen Blumen oder Surfbrettern. Ich finde nie ein schlichtes Handtuch in Blau oder Rot! Bis jetzt. — **Sie haben eine eigene Modemarke, sind Botschafterin der Schuhmarke Roger Vivier, die ihren Hauptsitz in Italien hat, und haben auch für den japanischen Fast-Fashion-Anbieter Uniqlo designt. Sind Sie gern unterwegs?** Ja, aber die Japaner kamen auch gern zu mir nach Paris. Für Roger Vivier war ich vor Kurzem in Dubai, New York oder Shanghai zu Eröffnungen von Boutiquen. Als es die Concorde noch gab, flog ich mal an einem Tag nach New York und zurück. **War das Ihre verrückteste Reise?** Nein, das war, als Karl Lagerfeld mich einlud, ihn zu einem Dinner mit Opernbesuch nach Luxor zu begleiten. Damals flog die Concorde direkt von Paris nach Luxor. Ich wollte nicht übernachten. Also stand ich nachmittags aufgedonnert als Kleopatra mit Abendkleid vor meinem Haus in Paris und wartete auf Karl. Der Typ vom Restaurant im Erdgeschoss staunte nicht schlecht und fragte, wo ich denn so hinwolle. Meine Antwort »zu einem Dinner nach Ägypten« hat ihn sehr amüsiert. — **Wenn es nicht die Concorde ist – womit reisen Sie am liebsten?** Ich liebe es, mit dem Auto durch Frankreich zu fahren. Mein Partner und ich haben vor ein paar Jahren eine Tour im Wohnmobil gemacht. Der Camper war vom Feinsten ausgestattet, sogar mit Leinenbettwäsche. Und wir hatten viel zu lachen, etwa über den stinkenden Käse, den ich in den Kofferraum gelegt hatte, ohne zu wissen, dass mein Bett genau darüber war. Die Tour ging kreuz und quer durchs Land, und in der Auvergne haben wir auf einem Campingplatz geschlafen, der meinen Namen trägt: Camping La Fressange. — **An welchem Ort machen Sie am liebsten Urlaub?** Ich liebe Arles, diese römische Stadt in Frankreich mit ihren engen Gassen. In Tarascon, zwischen Arles und Avignon, habe ich ein Haus. Manchmal arbeite ich dort auch, aber wenigstens arbeite ich dann in der Sonne. — **Entstand die Idee für die neue Badekollektion im Urlaub?** Ja, wir waren am Mittelmeer, sind sehr früh aufgewacht und gingen spazieren. Aus einem Garten hörten wir »bonjour«, grüßten zurück und wurden zum Frühstück eingeladen. Kaum saßen wir, kam ziemlich verschlafen der Vilebrequin-Chef aus dem Haus. Man habe ihn geweckt mit dem Hinweis, ein Star der Achtzigerjahre säße auf seiner Terrasse. Der Tag endete mit Cocktails, Karaoke und der Idee für die Capsule-Kollektion. *Barbara Markert*

Fotos: Klassiker: imago images; Moschino: Presse; Inès de la Fressange

VOR UNS DIE WELT

# WO PIONIERGEIST DEN HIMMEL ENTFLAMMT

Jetzt Traumreise buchen!  
Einfach Code scannen.



Erleben Sie ein Polarlicht-Abenteuer von außergewöhnlicher Intensität. Diesen Winter, wenn die Sonnenaktivität auf ihrem höchsten Stand ist, sind die Chancen auf häufige Beobachtungen der Aurora borealis im Norden besonders hoch. Spektakuläre Fjordwelt und romantisch illuminierte Fischerdörfer, Wikingererbe und Samenkultur: Unser kleines, hochmodernes Expeditionsschiff HANSEATIC spirit (max. 230 Gäste) sorgt für Ihr Wintermärchen auf Norwegens Inside Passage. Dabei genießen Sie die Landschaft aktiv, zum Beispiel mit Hundeschlitten und beim Wandern (je nach Schnee). Mit Glück begleitet vom Polarlicht, das Sie bei klarem Wetter von Bord aus und bei Touren an Land bestaunen. Alle Details: [hl-cruises.de/wow-skandinavien](http://hl-cruises.de/wow-skandinavien)

### 6x POLARLICHT-ABENTEUER NORWEGEN (JE 15 TAGE)

14.11. – 29.11.2024 | Reise SPI2431  
29.11. – 14.12.2024 | Reise SPI2432 (Musikreise)  
20.01. – 04.02.2025 | Reise SPI2532  
04.02. – 19.02.2025 | Reise SPI2533  
19.02. – 06.03.2025 | Reise SPI2534  
06.03. – 21.03.2025 | Reise SPI2535

von Hamburg nach Hamburg  
u.a. über Bergen, Alesund, Tromsø, Nordkap, Alta, Svalvaer/Lofoten, Svartisen-Gletscher, Geirangerfjord, Stavanger

z.B. Reise SPI2431: pro Person ab € 7.790  
Seereise (Doppelbelegung, GOLD-Tarif)

Für die Leser des „S-Magazin“:

€ 250\*

Bordguthaben p.P. +  
Talk an Bord mit  
unserem Hotelmanager  
und Küchenchef

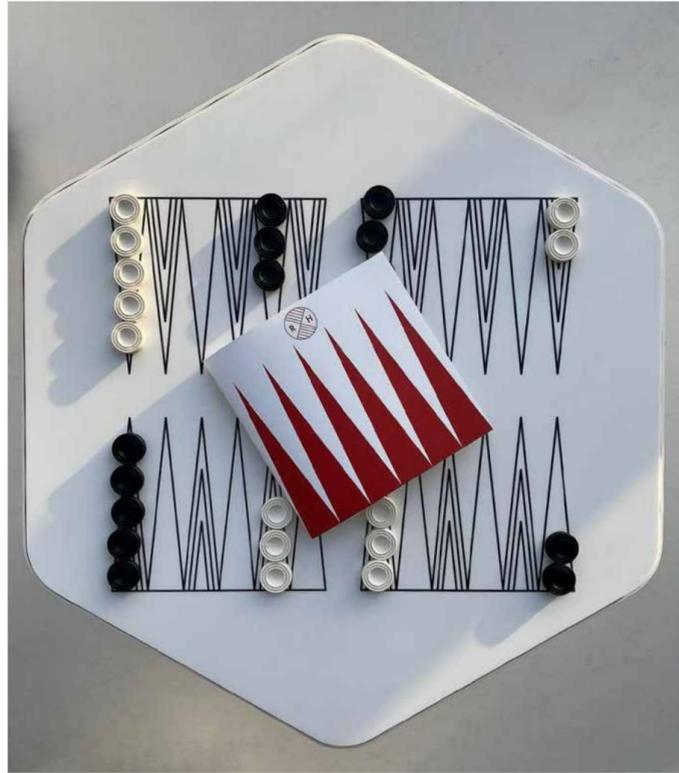
Beratung  
und Buchung:

040 30703070

Oder in Ihrem  
Reisebüro.

Exklusivangebot gilt bei Neubuchung dieser Reisen mit Aktionscode SMAG\_BGH\_24. Das Bordguthaben ist einlösbar für Getränke, Spa-Anwendungen, Wäscherei und Internet. Hapag-Lloyd Cruises, eine Unternehmung der TUI Cruises GmbH, Heidenkampsweg 58, 20097 Hamburg

  
HAPAG <sup>18</sup>/<sub>91</sub> LLOYD  
CRUISES



**Herzenssache** »Backgammon ist ein Spiel aus meiner Heimat Iran, das über 5000 Jahre alt ist. Es ist wohl eines der ältesten Brettspiele der Welt. Auf Persisch heißt es »Takhteh nard«, was so viel bedeutet wie »Spiel auf dem Brett«. Ich spiele es seit meiner Kindheit sehr gern. Wie Schach ist es zugleich Vergnügen und intellektuelle Herausforderung. Ich besitze sogar einen Backgammon-Tisch, der in meinem Wohnzimmer steht. Ich wollte immer schon ein schönes Exemplar, also habe ich selbst eins entworfen. Es ist 3D-gedruckt aus 100 Prozent recycelbarem Bio-Kunststoff. Mit vielen Gästen setze ich mich erst einmal an diesen Tisch, und wir spielen eine Runde.«



Für jede Ausgabe von S spenden Prominente ein privates Objekt. Diesmal: Hadi Teherani, 70. Der iranisch-deutsche Designer und Architekt hat berühmte Bauwerke wie das »Dockland« oder die »Tanzenden Türme« in Hamburg entworfen, aber auch Möbel, etwa für Wagner Living.

Schicken Sie Ihr Gebot bis 15.08. an [herzenssache@spiegel.de](mailto:herzenssache@spiegel.de). Der Erlös geht auf Wunsch von Hadi Teherani an die Stiftung Kinderlachen, die hilfsbedürftige, behinderte oder obdachlose Kinder unterstützt. [kinderlachen.net](http://kinderlachen.net)

### Auf Zeitreise: sieben Meisterwerke der Kunst

Bunt und bedeutend: Schon zum fünften Mal vereint Swatch in Kooperation mit einem großen Museum ikonische Kunststücke auf seinen Uhren – diesmal sind es Werke der Londoner Tate Gallery. »Swatch Art Journey« heißt die Kollektion, die Kunst demokratisieren soll. Auch stilistisch ist für jeden etwas dabei. Neben den gezeigten Modellen auch Marc Chagalls »Blue Circus«, William Turners »Scarlet Sunset«, Joan Mirós »Woman & Bird in the Moonlight« und Wilhelm Barns-Grahams »Orange and Red on Pink«.

01 Uhr nach Louise Bourgeois' »Spirals« mit SwatchPay!-Funktion  
02 Modell mit dem Werk »Snail« von Henri Matisse  
03 Swatch im Design von Fernand Léger »Two Women Holding Flowers«



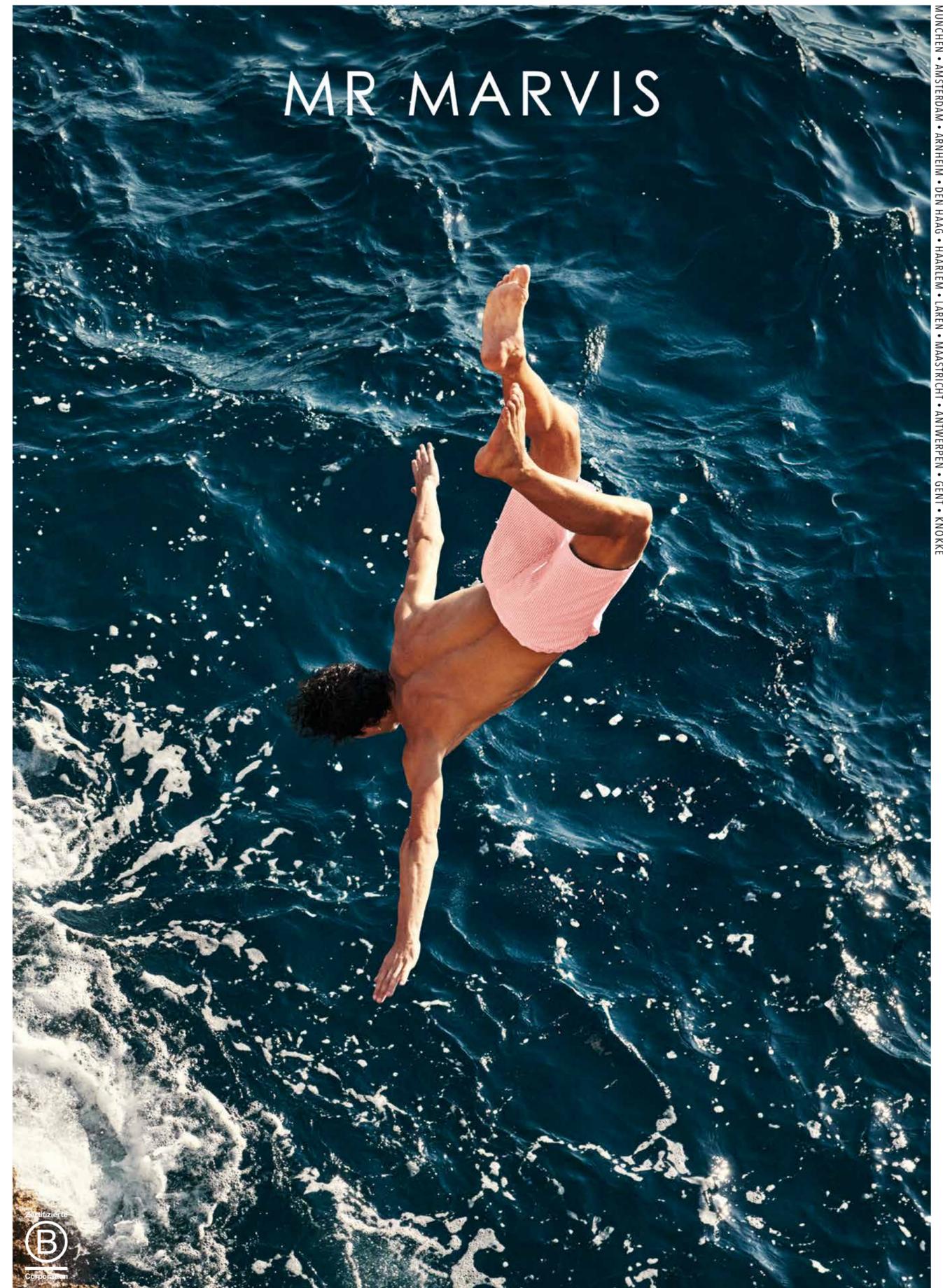
Dönnhoffs 2023er Riesling Spätlese aus der Niederhäuser Hermannshöhle zu kosten »gleich dem Betreten eines Schlosses mit 1000 Zimmern, die alle von Sonnenlicht durchflutet sind«. Das schrieb der Schriftsteller Ilja Trojanow, nachdem wir den neuen Jahrgang des renommierten Nahe-Weinguts verkostet hatten. Der Wein (34,50 Euro) betört ebenso wie der glockenklare Kabinett aus dem Oberhäuser Leistenberg (18,50 Euro).

Doch so leicht die Weine des Weinguts sind, so trüb erschien dem jungen Cornelius Dönnhoff die Realität im Familienbetrieb. Cornelius' Vater Helmut hatte das Weingut in den 1980er-Jahren zu einer der ersten Riesling-Adressen gemacht. Viel Ehre wurde dem kleinen Betrieb zuteil, in dem jeder mit anpacken musste, vom Rebschnitt über die Traubenlese bis zum Etikettenkleben. Glücklicherweise war der junge Dönnhoff darüber nicht: »Immer nur Arbeit...« Dass er dennoch eine Winzerlehre machte und mittlerweile an seinem 18. Jahrgang arbeitet, hat mit einer Reise nach Australien zu tun, die er mit deutschen Winzerlegenden unternahm. Es wurde viel probiert, geflucht und getrunken, und das Leben schien plötzlich leicht.

Die Lehre machte Dönnhoff junior bei Joachim Heger am Kaiserstuhl. »Dort war alles größer, internationaler, und es gab eine Bürokratie, die nicht die eigene Mutter war«, sagt der 44-Jährige. »Mir wurde klar, dass ich mit der Familie zusammenleben wollte, aber nicht unbedingt zusammenarbeiten.« Nach der Lehre ging er wieder nach Australien, dann nach Neuseeland, wo viel effizienter große Weine entstehen: Die Betriebe arbeiten in Teams, oft erledigen sie in zwei Schichten Tätigkeiten, für die man an der Nahe früher Wochen brauchte. Heute ist Effizienz auch in Oberhausen ein wichtiges Kriterium für höchste Qualität. Und im Keller wird Dönnhoff von einem Freund aus Neuseeland unterstützt. **S**

Stephan Reinhardt, 56, bewertet jährlich etwa 4000 Weine für die Wein-Enzyklopädie »Robert Parker Wine Advocate«.

Fotos: Herzenssache, Ilco Kemmere / Wagner Living



Perfekt für Deinen Sprung ins Sommervergnügen: Die Badeshorts von MR MARVIS. Die Badeshorts verfügen über einen Reißverschluss, unsere legendäre verdeckte Reißverschluss tasche und Tunnelzüge, die sich auch auf der Innenseite des teilweise elastischen Taillenbunds tragen lassen. Erhältlich in 29 Farben, 14 gestreiften Varianten und 13 ausdrucksstarken Prints. Hol sie Dir jetzt auf [mrm Jarvis.de](http://mrm Jarvis.de)



**1 / Amin, 37, Restaurant-Chef**

Pullover: American Vintage; Hose: Zara;  
Schuhe: Copenhagen Studios

**2 / Tabea, 26, wissenschaftliche Mitarbeiterin, und Merle, 27, kaufmännische Angestellte**

Tabea (links): Top: & Other Stories;  
Jeans: Calvin Klein; Sandalen:  
Birkenstock; Brille: Kapten & Son.  
Merle: Bluse: Mango; Top: Only  
Rock: Neo Noir; Schuhe: Converse;  
Brille: Kapten & Son

**3 / Christoph, 47, Modelabel-Chef**

Shirt und Cap: Noorlys; Brille: Ray-Ban;  
Kette: Crafted

**4 / Eckart, 56, Rechtsanwalt**

Sonnenbrille: Ray-Ban; Sakko: Kelly's  
Men Store; Hemd: Maßanfertigung;  
Rucksack: Officine Federali;  
Jeans: Tommy Hilffiger; Schuhe: Autry

**5 / Tania, 47, Concept-Store-Betreiberin**

Bluse: Jan'n June; Jeans: Moss  
Copenhagen; Sneaker: Autry;  
Kette, Ohrringe und Earcuff: Atelier  
Brandlinger

**6 / Stella, 32, Wirtschaftsjuristin**

Brille: Ray-Ban; Mantel: Marie Lund; Shirt:  
Urban Outfitters; Hose: Uniqlo; Schuhe:  
Vintage aus Kopenhagen; Tasche: aus der  
Boutique »5 Secrets« in Büsum

## Die Farben von Kiel

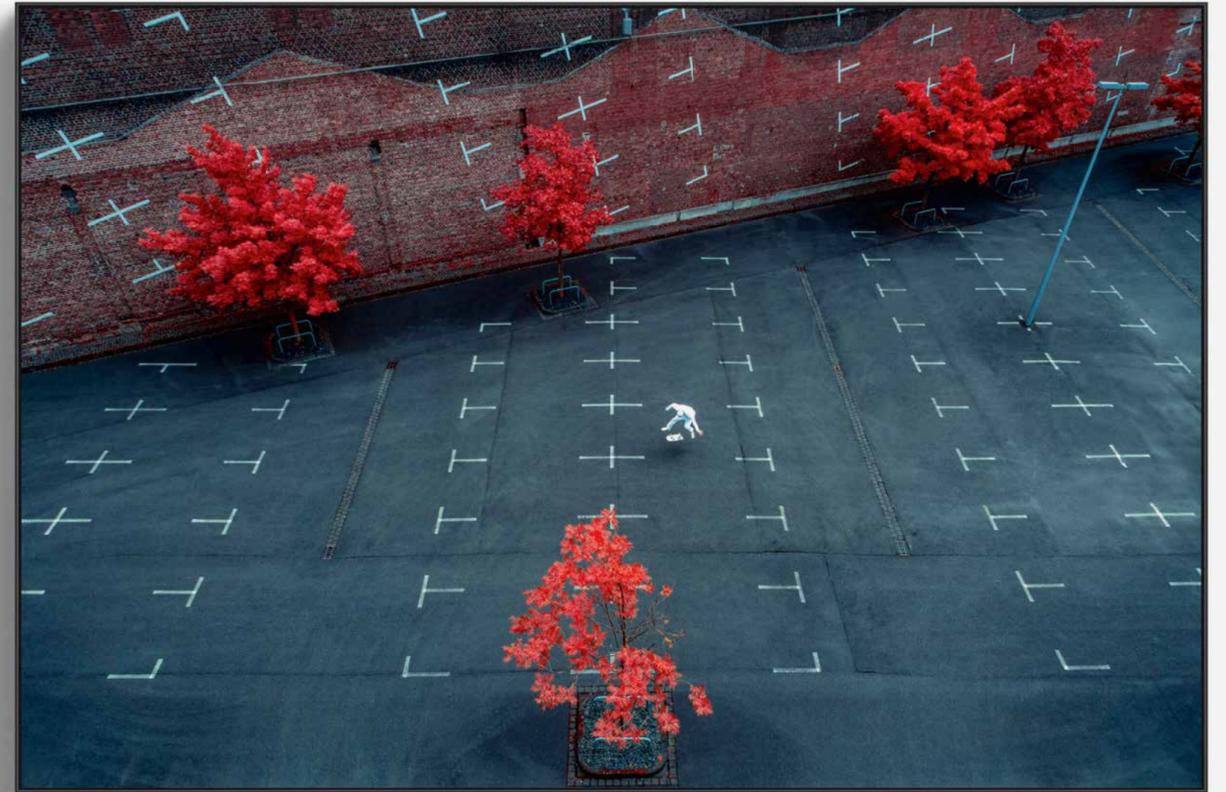
Fotos und Text: Katharina Pfannkuch

Diese Stadt hat zwei Gesichter. Eben versinkt sie noch unter grauen Wolken, der Wind fegt eisig über die Ostsee, schrilles Möwengeschrei und ein gelegentliches »Moin« liefern den Soundtrack. Aber wenn die Temperaturen steigen und die Sonne durchbricht, erstrahlt der Himmel über der nördlichsten Landeshauptstadt in Babyblau, leuchten Stege, Boote und Segel blendend weiß auf der Förde, füllen sich Promenaden, Straßen und Strände.

Die Möwen klingen nun beschwingt. Der Wind weht weiterhin, und wer kann, nutzt ihn zum Segeln, Surfen oder Kiten. Über 200 Kreuzfahrtschiffe legen hier im Jahr an und ab. Der Sommer macht die 250 000-Einwohner-Stadt zum Sehnsuchtsort. Die See prägt Kiel – und seine Mode. Die Farben hier: natürlich Blau und Weiß. Im Mode- und Wäschehaus Meislahn, seit 1882 eine Kieler Institution, gehören sie zu »den Dauerbrennern«, sagt Marketingleiterin Carina Grunwald. Den Stil der Stadt beschreibt sie als »clean, skandinavisch, unangeregt, eher praktisch-schmutzig – Funktionalität ist wichtig hier«. Aber bitte mit Stil, betont Geschäftsführer Daniel Hacker, der sein Geschäft als »Leuchtturm des guten Geschmacks« versteht. Es gibt noch weitere wie etwa den Concept Store »Frau Beta« oder den Herrenausstatter »Kelly's«.

Im indischen Fine-Dining-Restaurant »Haveli« sieht man es dann zur Schau getragen, das Kieler Understatement aus dezenten Mustern, klaren Silhouetten und praktischen Lagenlooks – man weiß ja nie, wann die nächste steife Brise kommt. »In den letzten zehn Jahren ist hier in Sachen Style viel passiert«, sagt Christoph Schwarz. Der Kieler hat die Modeszene seiner Stadt mitgeprägt: 2002 gründete er mit Freunden das Surfer-Label »Shisha Clothing«, das schnell zu Kultmarke avancierte und aus dem 2019 das Label »Noorlys« hervorging. Die nachhaltig produzierten, schlicht designten Sweater, Hosen und Strickteile sind heute im gesamten deutschsprachigen Raum gefragt. »Unsere Wurzeln liegen im Wassersport, aber mittlerweile machen wir mehr Mode für alle«, sagt Schwarz. Nach wie vor am beliebtesten bei »Noorlys«: Blautöne.

Die überschaubare Farbpalette und der Pragmatismus könnten leicht eintönig wirken. Wären da nicht dieses brillante Licht, das alles zum Strahlen bringt, und der Wind, der Haare und Kleider dramatisch wehen lässt. Vor dieser Kulisse kann die Mode so gelassen sein wie ein schlichtes »Moin« – und trotzdem effektiv. So wie der Soundtrack der Möwen. **S**



### Lorenz Holder

WhiteWall Ambassador | Skateboarder: Jost Arens  
UltraHD Fotoabzug hinter Acrylglas | ArtBox Aluminium 75 mm, schwarz  
135 x 100 cm | printed by WhiteWall.com

### Fotografie in Perfektion

Für Alle, die Fotografie lieben. Seit mehr als 15 Jahren vertrauen Künstler wie anspruchsvolle Fotografen weltweit unserem Fotolabor. Traditionelle Entwicklungsverfahren vereint mit modernsten Technologien. Laut TIPA World Award offiziell „The Best Photo Lab Worldwide.“ Oder pure Leidenschaft printed by WhiteWall.com

WHITE WALL



Es schadet nicht, für einmal auf der anderen Seite zu stehen und den Perspektivenwechsel zu leben

## In eine andere Welt

Zu Hause zu bleiben ist meist bequemer. Doch es gibt viele Gründe, die Zelte abzubrechen und hinaus ins Unbekannte zu ziehen. Der wichtigste: Das Leben wird größer, wenn wir uns ferne Orte zu einer neuen Heimat machen. *Von Christine Brand*

Es gibt sie durchaus, die Momente, in denen man sich fragt: Was mache ich eigentlich hier? Warum zum Teufel bin ich nicht in meiner ersten Heimat geblieben; in der Schweiz, wo alles blitzblank sauber ist und einwandfrei funktioniert, wo Bus, Mensch, Bahn, ja sogar die Kehrlichtabfuhr pünktlich sind. Dort, wo die Regale in den Läden prall gefüllt sind oder per Mausclick im Nu bestellt werden kann, was das Herz begehrt, wo alle meine Sprache sprechen, alles vertraut und verständlich ist und nicht hinter jeder Ecke ein kultureller Fettnapf lauert. Kurzum: Warum blieb ich nicht dort, wo zumindest die äußeren Umstände das Leben ach so einfach machen?

Vielleicht, weil einfacher nicht per se besser, sondern oft auch langweiliger und weniger aufregend ist.

Ich wohne mal hier, mal da, die meiste Zeit aber auf der Insel Sansibar, die wie eine verformte Perle vor der Küste Ostafrikas liegt und die auf den ersten Blick paradiesisch wirkt. Doch hinter der touristischen Kulisse ist das Leben alles andere als einfach. Die einheimische Bevölkerung ist bitterarm. Der Strom fällt oft stundenlang aus, Wasser hat es manchmal, manchmal nicht, sauber ist es selten. Die medizinische Versorgung ist katastrophal schlecht; hier ist man gut beraten, nicht krank zu werden, selbst einen entzündeten Zahn gilt es zu vermeiden. Benötigt man mal einen offiziellen Stempel auf einem Papier, verbringt man Tage in Warteschlangen und kommt am Ende doch nicht umhin, einige Beamte zu schmieren. Pünktlichkeit – geschweige denn Kehrlichtabfuhr – existieren hier nicht. Langsamkeit ist das Lebensmotto schlechthin, sodass man es sich am besten ebenfalls zu eigen macht, will man nicht verzweifeln. Pläne zu schmieden macht wenig Sinn; wenn, dann braucht man einen Plan A, einen Plan B, C, D und E – und Plan F geht dann eventuell auf.

Auf Sansibar lebt man im Moment und stößt manchmal an seine Grenzen – und genau darum liebe ich es, hier zu sein, in dieser anderen Welt, die ständig neue Herausforderungen bringt. Denn woran soll man wachsen, wenn immer alles läuft wie geschmiert, wenn man in festgefahrebenen Strukturen, im stets gleichen Rhythmus und Umfeld lebt und selten etwas Neues passiert? Das Leben fühlt sich hier anders an, intensiver, oft wird es auf das Elementare reduziert, wodurch sich vieles relativiert. Ich fühle mich hier wie ein anderer Mensch: entschleunigt, gelassener, geduldiger, kreativer, sehr viel freier, und ja, auch glücklicher. Weil ein Leben weit weg von der westlichen Konsumgesellschaft und der agendagesteuerten Hektik unglaublich entspannend ist. Gleichzeitig wird man zwangsläufig toleranter, wenn man im Ausland lebt – weil man auf einmal selbst die Fremde ist, Teil der

Minderheit, jene, die so halb, aber doch nie ganz dazugehört, weil sie nicht hier geboren ist. Man muss sich anpassen an bestimmte Gepflogenheiten, Bräuche und Umgangsformen, selbst wenn sie einen manchmal überfordern und man auf Nachsicht angewiesen ist. Es schadet nicht, für einmal auf der anderen Seite zu stehen und den Perspektivenwechsel zu leben.

Zu Hause zu bleiben ist meist der bequemere Weg. Wer aufbricht, muss loslassen können und im Kopf beweglich sein. Neugierde ist eine weitere Zutat, die das Leben in der Fremde einfacher macht: Es gibt da draußen in der Welt so viel Neues, Schönes und Aufregendes zu entdecken, wenn man bereit ist, offen darauf zuzugehen. Wer sich traut, wird dafür reich belohnt: Das Leben wird größer, wenn wir uns ferne Orte zu einer neuen Heimat machen – der erweiterte Erfahrungsschatz, die Begegnungen mit Menschen, die unvergesslichen Augenblicke, die sich in der Seele einen Dauerparkplatz suchen, und immer wieder dieses kindliche, erquickliche Gefühl, etwas zum allerersten Mal zu sehen oder zu tun und stets dazuzulernen.

Tatsächlich bleibt das Fremde nicht lange fremd: Es ist erstaunlich, wie anpassungsfähig der Mensch ist. Vieles wird einem schnell vertraut. Es dauert keine Woche, bis sich erste Rituale einschleichen, bis ein Lieblingscafé oder eine bevorzugte Joggingrunde gefunden wird, bis man Menschen trifft, die Freunde werden. Wer auswandert oder zum digitalen Nomaden wird, verliert nicht sein Zuhause, sondern gewinnt eines oder mehrere dazu. Ist es nicht seltsam, dass das Wort »Daheim« grammatikalisch nur in der Einzahl existiert, obwohl man sich an mehreren Orten zu Hause fühlen kann?

So sehr zu Hause, dass der Kulturschock nicht selten dann am größten ist, wenn man in die alte Heimat zurückkehrt; er erwischt einen kalt von hinten. Man rechnet nicht damit, dass das Vertraute plötzlich fremd geworden ist. Zu Hause ist zwar alles beim Alten – aber wir sind nicht mehr dieselben. Das Leben in der Fremde verändert uns als Menschen, die Erfahrungen prägen uns, an der Herausforderung sind wir gewachsen, unser Blick aufs Leben ist breiter geworden. Doch keine Bange; man gewöhnt sich wieder an das alte Dasein – manchmal schneller, als einem lieb ist. **S**



**Christine Brand**, Jahrgang 1973, geboren und aufgewachsen im Emmental, Schweiz, ist Schriftstellerin und Journalistin. Bis Ende 2017 arbeitete sie als Redakteurin unter anderem bei der NZZ. Insgesamt veröffentlichte sie elf Kriminalromane, drei Bücher mit wahren Kriminalgeschichten und einen Märchenband über den Mond. Ihr aktuelles Buch heißt »Vermisst. Der Fall Anna« (blanvalet). Christine Brand lebt in Zürich und auf Sansibar, wo sie vor mehr als 20 Jahren ihr allererstes Buch schrieb.

Foto: Getty; Porträt: Sarah Koska

Reisen für  
Musikfreunde



© Zebbache Djoubier/Unsplash, Peter Adami, Hans van der Woerd; Design: sweetwater visuelle kommunikation



# Sehen, hören, reisen.

Ob Valencia, New York oder Berlin – erleben Sie mit ADAC Reisen für Musikfreunde die Klassik-Highlights des Jahres in den besten Opern- und Konzerthäusern sowie exklusive Silvesterreisen in ausgewählte Kulturmetropolen.

adac-musikreisen.de



## S Ü D K O R E A

»Ein Hightech-Staat, dessen Wirtschaftswunder vom Sound der koreanischen Popmusik begleitet wird.« Katharina Graça Peters  
Alle Fotos in dieser Geschichte stammen aus dem Reiseblog accidentallywesanderson.com. Mehr zu diesem Projekt finden Sie auf Seite 24

# STATIONEN DES LEBENS

Ob auf einer Insel, in einer Großstadt oder in den Bergen; ob für einen Job, für eine Liebe, ein Praktikum oder einen Gefängisaufenthalt – wer eine Zeit lang an einem neuen Ort gelebt und gearbeitet hat, der lernt nicht nur viel über andere Kulturen, sondern vor allem über sich selbst. Der fühlt sich oft erst verloren und dann bereichert. Wir haben Unternehmer, Kreative, ein ehemaliges Model und eine Tiertrainerin gebeten zu beschreiben, wie sie sich anderswo verändert und was sie von den jeweiligen Orten mitgenommen haben. Von neuen Perspektiven, überraschenden Einsichten und der Abneigung gegen Spaghetti Vongole.

## KINDHEIT IN K O R E A

Plötzlich auf der anderen Seite der Erde:  
SPIEGEL-Redakteurin *Katharina Graça Peters* zog  
mit ihrem Mann und drei Kindern nach Südkorea.  
Über vier Jahre, die das Leben der Familie veränderten.

**U**m nach Südkorea zu kommen, überfliegt man mindestens acht Zeitzonen. Man lässt Europa, den Nahen Osten, Zentralasien hinter sich – und Familie und Freunde. Niemand kommt mal eben für ein Wochenende vorbei. Viele hielten es für gewagt, mit drei kleinen Kindern in ein Land zu ziehen, das wir kaum kannten, dessen Sprache wir nicht sprachen. Doch unser Fernweh war stärker gewesen.

Nach elf Stunden stiegen wir aus dem Flieger. Mein dreijähriger Sohn hatte sich an Bord fünf Stunden übergeben. Zwölf Gepäckstücke und der Kinderwagen waren auf dem Weg verloren gegangen. Draußen herrschten 39 Grad, und wir hatten Jetlag. Und so begannen unsere vier Jahre in Seoul.

Wenn es um Korea geht in den Nachrichten, dann meist um den nordkoreanischen Diktator Kim Jong Un oder aber um K-Pop. Kaum zwei Länder könnten unterschiedlicher sein als Nord- und Südkorea. Das eine, autoritär regiert und in weiten Teilen verarmt, das andere ein Hightech-Staat, dessen Wirtschaftswunder vom Sound der koreanischen Popmusik begleitet wird.

In Südkorea ist das Internet schneller als in Europa, die Digitalisierung weiter. Warum verzichten in dieser aufstrebenden Nation so viele Paare auf Kinder? Auch das wollte ich als Korrespondentin herausfinden. Wir selbst brachten Kinder im Alter von einem, drei und sechs Jahren in dieses kinderlose Land. Wie würde das funktionieren?

Viele in Europa nehmen die südkoreanische Gesellschaft als kalt wahr, die Südkoreaner als selbstbeherrscht und leistungsorientiert. Selten jedoch bin ich so offenen, warmherzigen Menschen begegnet wie dort. »Anders« haben wir uns oft gefühlt, fremd nie. Vielleicht überwandern wir manche gesellschaftliche Regel, weil wir sie nicht kannten. Von Parkbänken aus ermahnen ältere Frauen häufig südkoreanische Mädchen und Jungen. Unsere Kinder verstanden sie nicht – und brachten die strengen Damen oft zum Lächeln. »Innyeong gate!«, seufzten sie, wenn meine blonde Tochter vorbeilief, »sie sieht aus wie eine Puppe.«

Wenn uns Senioren mit Wanderstöcken in den Bergen überholten, klopfen sie unseren Kindern auf die Schulter. Nie verließen wir die Nationalparks, ohne mit Keksen oder Bonbons beschenkt worden zu sein.

Unsere Kinder waren ebenso neugierig wie wir auf dieses Land, das so oft von der Welt übersehen wurde. Wenn wir aus den Wolkenkratzern auf das Häusermeer unter uns blickten, hatten wir das Gefühl, unseren Platz in dieser Millionenstadt gefunden zu haben.

Als wir eines Sonntags mit dem Taxi durch Seoul fuhren, stimmte mein mittlerer Sohn auf der Rückbank ein Lied an, das er in der Schule

gelernt hatte. »Mond, Mond, welcher Mond?«, sang er auf Koreanisch. Nach einigen Takten stimmte der Fahrer ein: »Runder voller Mond. Über dem Nam-Berg schwebst du.« Am Ende sangen sie alle Strophen zusammen.

In Seoul gibt es in »Kids Cafés« Bällebäder mit Blick auf den Hangang-Fluss und Kindermuseen mit Verkleidungskisten und Wasserlandschaften. Nach Nachmittagen auf kargen Hamburger Spielplätzen, wo mitgebrachte Dinkelstangen das Highlight waren, rutschten unsere Kinder nun auf dem »Bärenspielplatz« durch einen gigantischen Teddy, lugten im Children's Grand Park aus einer Riesenschildkröte. Und immer gab es in der Nähe saubere Toilettenhäuschen.

Dass Südkoreas Gesellschaft keine Kinder will, glaube ich nicht. Es macht aber denen das Leben schwer, die welche wollen. Das Land mag sich wirtschaftlich rasant entwickelt haben – es ist noch immer sehr patriarchalisch. Trotz hervorragender Ausbildung und guter Jobs werden viele Südkoreanerinnen nach der Geburt des ersten Kindes Hausfrau. Oft fehlt es an flexiblen Arbeitsmodellen und an Kinderbetreuung. Und an Vorbildern, wie das gelingen kann: berufstätig und Mutter sein. Eine Familie zu haben war für mich immer eine schöne Vorstellung. Erst in Südkorea wurde mir klar, dass das nicht selbstverständlich ist – und wie viel Unterstützung wir als Eltern erhalten hatten. Mich hat es oft frustriert, wie wenig südkoreanische Frauen unterstützt werden. Auf Müttern lastet ein solcher Druck, dass viele Frauen sich dem lieber entziehen. Jüngere Frauen sagten mir, ein Baby würde das Ende ihrer Träume bedeuten. Sie konnten mir detailliert aufzählen, was sie aufgeben müssten: Reisen, Sport, Karriere – ihre Freiheit.

In Seoul spazierte ich nachmittags mit meinen Söhnen und meiner Tochter durch den Namsan Park, oft eine kleine weiche Hand in meiner. Wir tranken Smoothies in Gangnam und aßen Korean Barbecue auf dem Namdaemun-Markt. Wir bewunderten Leuchtreklamen in den nächtlichen Straßen und Papierlaternen auf dem Cheonggyecheon-Kanal. Wir posierten mit überdimensionalen Stofftieren, machten Selfies mit K-Pop-Stars und schauten durch Fernrohre nach Nordkorea.

Für mich hat sich die Frage nie gestellt, auf was ich verzichtet habe wegen meiner Kinder. Aber ohne sie hätte ich vieles verpasst.

Bis heute singen wir in unserer Familie zu Geburtstagen immer als Erstes auf Koreanisch ein Geburtstagslied. Namen schreibe ich nie mit rotem Stift, weil das in Südkorea Unglück bringt. Reis wasche ich vor dem Kochen mindestens dreimal, wie das in Ostasien üblich ist.

Meine heute siebenjährige Tochter isst ihren Reis noch immer am liebsten mit Algenblättern. Sie hat mehr Jahre in Asien gelebt als in Europa. Als sie nach unserer Rückkehr nach Deutschland am ersten Vorschultag gefragt wurde, woher sie komme, antwortete sie: »Aus Korea.«

01



01  
Korrespondentin  
Katharina Graça Peters, 42,  
berichtet von 2018 bis 2022  
für den SPIEGEL aus Süd-  
korea und Japan. Sie selbst ist in  
Portugal aufgewachsen



BUDAPEST

»Die ungarische Sprache hat eine große Tiefe und Poesie, sie ist viel emotionaler und bildlicher als Deutsch.« Fruzsina Szép

# HIN UND HER GERISSEN

Sie kam als Flüchtlingskind aus Ungarn nach Bayern und startete ihre spätere Karriere als Festival-Managerin in dem Land, das ihren Vater einst verfolgte. Heute hat Fruzsina Szép zwei Zuhause – auch in ihrem Herzen.

**W**enn ich heute mit meiner Tochter am Flughafen Budapest ankomme, ist das immer ein magischer Moment für mich. Alles riecht wie in meiner Kindheit. Ich bin in Budapest geboren und habe dort die ersten Lebensjahre verbracht. Die Begriffe »Heimat« und »Zuhause« sind für mich aber mit mehreren Städten verbunden. Ich sehe mich als Europäerin mit osteuropäischen Wurzeln.

Ich bin während des Kalten Krieges aufgewachsen. Mein Vater war Politiker und ist wegen seiner freigeistigen Haltung mehrfach ins Gefängnis gekommen. Als ich sieben war, sagte meine Mutter, dass wir zu einem Kurzurlaub in die Tschechoslowakei aufbrechen. Doch der Zug fuhr woanders hin: Unsere Flucht endete am 31. August 1985 um 20 Uhr am Münchner Hauptbahnhof. Ich kann mich an jedes Bild und jedes Gefühl auf dieser Fahrt erinnern. Wir hatten viel Glück. Das Einzige, was ich aus Budapest mitgenommen hatte, war ein kleiner Spielzeugaffe.

In München zogen wir vom Auffanglager erst in eine kleine, dann in eine größere Wohnung. Mein Bruder kam auf ein Internat, ich auf eine deutsche Schule, wo ich schnell die neue Sprache lernte. Wir wurden herzlich empfangen, Nachbarn brachten wöchentlich Essen vorbei, es gab Bananen, Haribo-Goldbären und Milka-Schokolade. Ich fühlte mich wie im Schlaraffenland. Mein Vater schaffte zwei Jahre später die Flucht in einem Kofferraum und fand mit meiner Mutter eine Anstellung bei Radio Freies Europa. Dann fiel die Mauer, meine Eltern wollten zurück. Ich wehrte mich, aber es nützte nichts. Ich musste mit.

Die Rückkehr nach Budapest mit 14 Jahren fiel mir nicht leicht. Ich war eine Fremde, hatte meine Muttersprache weitgehend verlernt und einen starken deutschen Akzent. In der Schule spürte ich Neid wegen meiner westlichen Kleidung, des Füllers mit Tintenpatronen und meiner guten

Englischkenntnisse. Aber wenn ich das alles nicht erlebt hätte, wenn ich die Zerrissenheit nicht kennen würde zwischen zwei Ländern, zwei Heimaten, zwei Kulturen, wäre ich heute nicht die Person, die ich bin.

In Ungarn nahm meine Karriere ihren Anfang. Nach dem Abitur fand ich einen Job am Plattensee in einem Ferienresort, in dem Konzerte veranstaltet wurden. Parallel zum Studium arbeitete ich danach dort als Bühnen- und Künstler-Managerin. Ich baute später in Budapest das ungarische Musikexportbüro auf, wechselte als Programmdirektorin zum Sziget Festival – dann nach Berlin, um das Lollapalooza-Festival aus der Taufe zu heben. Später hat es mich nach München verschlagen, der Stadt, die mich einst so warm begrüßt hatte. Da konnte ich mein Bayerisch wiederbeleben.

Heute wohne ich mit meinem Mann und meiner Tochter Ella in St. Gallen in der Schweiz. Mit Ella spreche ich nur Ungarisch, denn meine Muttersprache bedeutet mir sehr viel. Schon als ich schwanger war, habe ich ihr ungarische Kinderlieder vorgesungen. Die Sprache hat eine große Tiefe und Poesie, sie ist viel emotionaler und bildlicher als Deutsch.

Da meine Mutter und mein Bruder in Budapest wohnen, wo mein Vater auch beerdigt ist, fliegen wir mehrmals im Jahr dorthin. Vor Ort wohnen wir in einem Apartment im Bezirk Pasarét, das ich vor Jahren gekauft habe. In der Straße stehen viele alte Kastanien, die ich sehr mag. Das Viertel ist grün, familiär, lebendig. Um die Ecke liegt der Lieblingsplatz meiner Tochter. Mit ihr entdeckte ich meine Geburtsstadt noch mal neu. Schon im Flieger sagt sie, dass wir unbedingt »Kakaós Csiga« essen müssen, die Kakaoschnecken – ein typisches Frühstück – sind für mich Teil meiner Kindheit. Unsere Wohnung dort nennt sie ihr »Budapester Zuhause«. Ellas unbeschwerner Umgang mit diesem Ort macht mich glücklich. Auch wenn sie dort wohl nie leben wird, bekommt sie das Vermächtnis meiner Familie und meines Lebens doch ganz unverkrampft mit. Für sie ist es ganz natürlich, dass ein Mensch mehrere Heimaten haben kann und diese dort sind, wo Menschen leben, die man liebt oder geliebt hat.

01



**01**  
**Weltenbumlerin**  
Die Deutsch-Ungarin Fruzsina Szép, 45, ist Managing und Festival Director des Münchner »Superbloom«-Musikfestivals, Festival Director von »Lollapalooza« in Berlin und Vorstandsmitglied der European Festival Association

Foto oben: Barbara Markert; Foto unten: Tatiana Costa (lg. tat.co) unten: Christoph Neumann



SCHWEIZ

»Ein tolles Panorama empfinde ich als maximalen Ausdruck des Lebens.« Andrea Illy

# WIE IM HIMMEL

Kaffeeunternehmer *Andrea Illy* hat während seines Studiums als Skilehrer in Verbier gearbeitet. Auf Schweizer Pisten hat er nicht nur den Fahrstil seiner Schüler verbessert, sondern auch seine Führungsqualitäten entwickelt – und eine tiefe Liebe zur Natur.

**I**m Alter von zweieinhalb Jahren stand ich zum ersten Mal auf Skiern. Skifahren ist ein Teil meines Lebens, ich liebe es – so wie die Berge, diesen gewaltigen Ausdruck der Natur. Als ich in der Schweiz studiert habe, jobbte ich im Sommer als Chauffeur und im Winter als Skilehrer in Verbier. So war ich nicht so sehr von meinen Eltern abhängig. Der Job war perfekt, weil er es mir erlaubte, gleichzeitig meine Leidenschaft auszuleben, Geld zu verdienen und Menschen bei ihren Fortschritten zu begleiten. Das hat mir stets große Freude bereitet. Man muss die Angst der Schüler managen, ihnen immer wieder versichern, dass sie es schaffen können, muss verantwortungsvoll sein, überzeugend, fordernd, aber nicht überfordernd. Manchmal klappt es, manchmal nicht. Das fand ich schon damals psychologisch faszinierend.

Der Winterjob war eine gute Vorbereitung auf meine späteren Führungstätigkeiten. Manche Menschen sind selbstbewusst genug, um über ihre Grenzen zu gehen, andere sind blockiert – und manche beides, je nach Situation. Wenn es gelingt, diese Herausforderung zu bewältigen, wird man zum Komplizen seines Schülers. In diesen Momenten habe ich vergessen, dass ich bei der Arbeit war. Ich spürte dieses erfüllende Vergnügen, das Gefühl von Kameradschaft: Wir tun jetzt etwas Großartiges zusammen, selbst wenn wir uns erst seit 15 Minuten kennen. Dann habe ich nichts mehr gedacht, war nur noch da, total fokussiert, und habe genossen: den Ausblick auf die Bergsilhouette, die sensationellen Pisten unter den Füßen, die Aufregung, gleich abzufahren vom Gipfel, auf dem man sich fühlt wie im Himmel. Dazu die Stille, diese ganz typische Stille auf dem Berg, wenn man nur noch den Wind hört oder das Knirschen des Schnees unter den Skiern.

Es ist eine holistische Erfahrung. Zur mentalen und emotionalen Komponente kommt noch die physische: das Glück des Skifahrens, die Freude darüber, den eigenen Körper zu spüren. Wenn man seine Bewegungen richtig

ausbalanciert, maximiert man die Performance, ohne zu ermüden. Verbier ist einer der besten Skorte auf der Welt, mit Gondeln, die bis auf über 3500 Meter hoch führen, und den perfekten Bedingungen für anspruchsvolle Sportler. Dazu kommt der entspannte Lifestyle in diesem kleinen Ort. Keiner wirkt gehetzt. Man fährt Ski und relaxt – und dann das Ganze wieder von vorn.

Verbier hat mich auch dazu inspiriert, die Freiheit hinter den erschlossenen Skigebieten zu suchen. Ich bin bis heute sehr abenteuerlustig, muss mich ständig fordern, damit mir nicht langweilig wird. Am liebsten fahre ich steile, unpräparierte Abhänge hinunter oder Buckelpisten. Damals in Verbier, vor rund 40 Jahren, war ich jung, verliebt in die Natur, aber nicht so bewusst im Umgang mit ihr. Viele Jahre lang fuhr ich später nach Kanada zum Heliskiing, wurde sogar Hubschrauberpilot. Würde ich das heute noch tun? Eher nicht. Ich fliege auch keine Hubschrauber mehr. Je größer meine Liebe zur Natur wurde, umso ökologisch bewusster wurde ich. Weil Gondeln und Schneemaschinen viel Energie verbrauchen, gehe ich heute auf Skitouren. In Cortina, wo wir ein Haus haben, klettere ich die Berge mit der Kraft meiner Muskeln hinauf, bevor ich abfahre, und belaste so die Umwelt nicht. Oder ich mache Langlauf.

Ich glaube, wir sollten all unsere Technik und Wissenschaft in den Dienst der Natur stellen, nicht nur um die Symbiose zwischen ihr und uns wiederherzustellen, sondern auch all das, was wir in den letzten 150 Jahren beschädigt haben. Wir beschädigen uns nur beständig selbst, sind nicht designt für das künstliche Leben, das uns verrückt zu machen droht. Je älter ich werde, umso häufiger muss ich mich von der Technik und dem Alltag lösen, der so aussieht: Packen, Flugzeug, Meetings, Anrufe. Zum Ausgleich brauche ich den Austausch, die Symbiose, das Heilende der Natur. Deshalb gehe ich segeln, montainbiken, Ski fahren – und bei jedem Businessstrip nach New York besuche ich zuerst den Central Park. In der Natur spüre ich diese tiefe Befriedigung. Ein tolles Panorama empfinde ich als maximalen Ausdruck des Lebens. Dieses Gefühl will ich spüren.

01



**01**  
**Pionier**  
Andrea Illy, 60, ist Präsident des von seinem Großvater in Triest gegründeten, vielfach für seine Nachhaltigkeitsinitiativen ausgezeichneten Kaffeeunternehmens Illycaffè sowie Mitgründer und Co-Vorsitzender der Regenerative Society Foundation, die sich dafür einsetzt, Umweltschäden zu beheben

Foto oben: Marjorie Becker (lg. accidentallywesanderson) unten: Illycaffè

# SO LONG, LONDON

Der schönste Park und schrecklicher Verkehr. Das Lieblingsrestaurant von Lady Di und Arztrechnungen des Grauens. Unsere Redaktionschefin hat zweieinhalb Monate aus London gearbeitet, von dort die vorige Ausgabe des S-Magazins produziert und irgendwie zwischen Musicals, Pubs und Expats eine Heimat gefunden.  
Von Bianca Lang

**D**as Schönste am Weggehen aus dem Vertrauten, am Eintauchen in eine neue Stadt in einem anderen Land, ist der Moment des Ankommens. Es dauert ein paar Wochen, bis er sich einstellt, bis der indischstämmige Bedienstete im Royal Post Office um die Ecke grüßt. Bis der argentinische Software-Entwickler, mit dem du dir einen winzigen Tisch zum Arbeiten geteilt hast in einem der unzähligen Coworking-Clubs der Stadt, morgens eine Nachricht schreibt, ob er dir einen Platz freihalten soll. Und bis der ungarische Portier des Apartmenthauses, in dem du in London untergekommen bist, dich bittet, Queen Victoria zu winken, wenn du bei deiner Joggingrunde durch den Hyde Park an ihrer Statue vor dem Kensington-Palast vorbeikommst. Diese Laufstrecke ist so vielseitig, weitläufig und royal wie wahrscheinlich keine andere in irgendeiner Metropole dieser Welt. Sie führt vorbei an einem monumentalen Prinz Albert, der unter seinem Baldachin gegenüber der Royal Albert Hall thront, an der königlichen Kavallerie, an Rosengärten, Marble Arch, dem See The Serpentine, Galerien und dem nach der Princess of Wales benannten Spielplatz.

Eine Runde durch den Hydepark gleicht einer Sightseeingtour und macht selbst im Regen glücklich. Mit einem Lächeln begibst du dich danach in den für Kontinentaleuropäer unberechenbar erscheinenden Verkehr, überquerst zögerlich anderen Fußgängern folgend bei egal welcher Ampelfarbe die Straßen – und hörst plötzlich, wie eine Frau in dieser Zehn-Millionen-Megacity deinen Namen durch South Kensington ruft. Es ist Samstagvormittag. Sie kommt gerade aus einer Ausstellung, du hast dir einen Cappuccino geholt. Ihr habt euch erst vor Kurzem bei einem Chinese-New-Year-Fest kennengelernt. Sie ist aus Hongkong hergezogen, du aus Hamburg. Und ihr trefft euch auf der Straße wie im Dorf. Und freut euch, weil ihr beide Heimat spürt in der weiten Welt, in die es euch gezogen hat. Sie wird bleiben, du wirst bald wieder gehen. Ihr verabredet euch zum Lunch in einem der besten Pubs der Gegend.

London ist mehr als eine Stadt. Bei jedem Supermarktbesuch hört man so viele Sprachen wie sonst wohl nur bei den Vereinten Nationen. Jeder Ortsteil ist eine Welt für sich. »Whereabout in London are you?«, lautet die erste Frage bei jeder Begegnung. Die Antwort erfolgt oft nach Himmelsrichtungen. Ost- oder Südlondon, wo viele Kreative und Studenten wohnen, oder Südwesten, wo sich gut situierte Familien im grünen Richmond niedergelassen haben. Das Zentrum dominieren die Touristen. Die U-Bahn ist in alle Himmelsrichtungen immer voll.

London ist unfassbar teuer, der Verkehr eine Katastrophe. Das Frühstücksfernsehen berichtet allmorgendlich über die aktuellen Verspätungen und Schließungen der Tube. Das Gesundheitssystem liegt am Boden: Allein Paracetamol soll jegliches Leiden lindern, und die Masern sind wieder ausgebrochen. Im Supermarkt gibt es hauptsächlich industriell verarbeitete Lebensmittel in Plastikverpackungen, und das Wetter ist ebenfalls schwierig, weswegen die Briten permanent darüber sprechen. Und dennoch ist diese Stadt ein Sehnsuchtsort. Heimat für viele. Und dies eine Liebeserklärung.

Wer hier lebt und arbeitet, hat in der Regel wenig Platz, Hunger auf vieles und weite Wege. Vor Museen wie dem Natural History Museum bilden sich auch unter der Woche Schlangen, alle populären Ausstellungen und Vorführungen sind über Monate ausverkauft. Das Hologram-Konzert »Abba Voyage« wurde gerade zum wiederholten Mal verlängert. Bis man Karten bekommt, finden sich garantiert Alternativen: von Nacktyoga über Silent Disco bis Malen im Dunkeln. Für jeden ist was dabei, jeder findet Anschluss. Ich musste dafür nicht zum »Deutsche in London«-Stammtisch. Ich fand ihn, als ich den Touristenströmen vom Buckingham-Palast über die Themse bis zum Borough Market folgte, wo ich fantastisches Brot bei einem deutschen Bäcker gekauft habe. Oder als ich mich in der Portobello Road im wohl schönsten Kino der Stadt (electriccinema.co.uk) neben eine Portugiesin setz-

te und anschließend mit ihr etwas trinken ging. Heimat entsteht durch eine Verbindung zu etwas oder jemandem. In London fand ich sie schnell, weil die Stadt jeden begrüßt, weil sie so multikulturell, übertoll und großzügig ist, die Inspiration überall wartet – egal, ob man auf dem Spitalfields Market im Osten Mitbringsel sucht oder wie Oscar Wilde oder Muhammed Ali Afternoon Tea im verspiegelten Saal des »Café Royal« einnimmt – dem wegen des umfangreich verarbeiteten Marmors angeblich schwersten Hotels der Stadt.

Man muss sich hineinwerfen, sich treiben lassen, das Leben geschehen lassen, ohne alles durchzuplanen. Es ist ein großer Luxus, Dinge zu entdecken, die dir nicht durch Algorithmen vorgeschlagen werden, weil die Freude über eine gelungene Überraschung größer ist und man Seiten an sich entdeckt, die man nicht kannte. Und weil der Zufall eine große Kraft des Glücks darstellt – alles scheint plötzlich möglich. So landete ich in einem Musical, obwohl ich Musicals nicht mag, und habe gelacht und geweint über Keith Allen, den Vater von Sängerin Lily, in seiner Rolle als kaltblütiger Geschäftsmann. Ich habe sensationellen jungen Bands in einem Club zugehört, in dem schon Ed Sheeran entdeckt wurde (thebedford.com), obwohl ich daheim nie zu solchen Nachwuchs-Events gehe. Ich saß in einer Bar neben einer Galeristin – und bekam so Einladungen zu wunderbaren Vernissagen. An meinem Geburtstag spielte der Uber-Fahrer die pakistanische Version von »Happy Birthday«, und eine Autorin von den Westindischen Inseln gab mir ihr neues Buch zu lesen. Meine Arbeit tagsüber ging fast von allein von der Hand. Vielleicht weil alles neu war in der neuen Stadt, die Begegnungen, die Erlebnisse, die Sprache – vor allem die Energie.

Nachdem ich eine Restkarte für »Das Bildnis des Dorian Gray« ergattert hatte und zwei Stunden der Schauspieler Sarah Snook, bekannt aus der Serie »Succession«, bei einer einzigartigen Solo-Performance im Royal-Haymarket-Theater zugesehen hatte, spazierte ich durch das aristokratische Londoner West End mit seinen alteingesessenen Gentlemen's Clubs, vorbei an Gebäuden, für die das Wort »grand« erfunden wurde, wo hinter schweren Vorhängen einst die Königinmutter wohnte. Zu der erhabenen Eleganz der Architektur passen die Auslagen in den Geschäften, die von Hand gefertigten Schuhe und Hüte oder das holzgetäfelte Interieur des ältesten Weinhändlers Englands von 1698 (bbr.com). Die traditionelle Schneidergasse Savile Row gibt sich mittlerweile geradezu rebellisch: Auch Streetstyles können hier jetzt maßgeschneidert werden (clothsurgeon.com), und sogar für Frauen gibt es ein Atelier (thedecklondon.com). Ich hätte ewig weitergehen und -schauen können.

Wer eine Stadt erkundet, läuft sehr viel, biegt manchmal falsch ab und findet meist dennoch seinen Weg. Mich begleitete das stets freundliche »How can I help you, my love?« der Briten – eine Floskel, oberflächlich, aber dennoch schön. »Sie sagen Ja und meinen Nein«, erklären meine Bekannten, die schon viele Jahre hier leben, aber aus Belgien oder Spanien stammen – und mich beständig mit Tipps fütterten: Du musst donnerstags in das Pub des Drummers von »The Clash« bei Paddington (@royalexchange) Hast du schon die Croissants von Birleys probiert und das Lieblingsrestaurant von Lady Di (pouleapoc.co.uk)? Warst du in der National Portrait Gallery, die ist kostenlos, und in Hackney im Mare Street Market? Hast vom »Four Seasons Hotel Trinity« den Blick über den Tower und die Tower Bridge genossen? Es hört nie auf. Und man selbst wird nicht müde. Jedenfalls nicht in 2,5 Monaten.

Vielleicht fühlt sich Freiheit an einem anderen Ort größer an als daheim. Und Heimat kleiner, aber intensiver. Vielleicht fühlt man beides anderswo überhaupt erst richtig. Wie bei einer neuen Liebe sind die Gefühle plötzlich da, wenn ich morgens durch die von Magnolien gesäumten Straßen von Chelsea zur Arbeit gehe, mit einem Croissant in der Hand (von »Birley« oder »Aux Merveilleux«). Oder wenn ich abends auf die kitschig schön beleuchtete Albert Bridge schaue, auf die schaukelnden Hausboote, die in der Nähe ankern. Dann vergesse ich die Menschenmassen im Zentrum, den angsteinflößenden Linksverkehr, den Dauerregen, sogar die letzte Arzt- oder Dinnerrechnung. Und fühle mich ein bisschen wie die junge Queen in der letzten Folge der Serie »The Crown«, als sie nachts beschwingt vom Ritz durch die leeren Straßen nach Hause zum Palast spaziert.

01

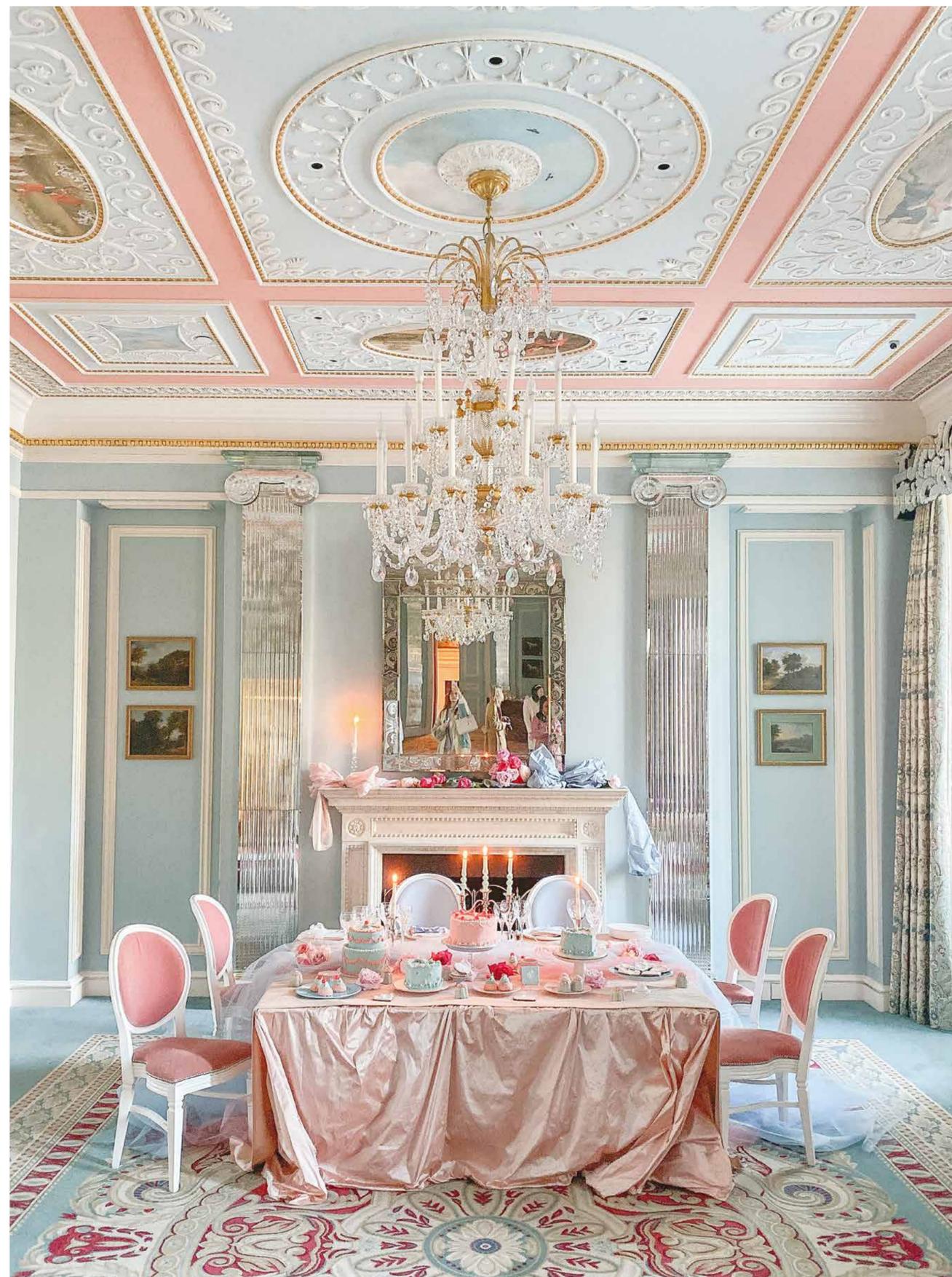


01

**Journalistin**  
Bianca Lang, 51, ist Expertin für Lifestyleberichterstattung. Seit acht Jahren verantwortet sie unter anderem die Stilbeilage »S« von DER SPIEGEL, die sie mit ihrem Redaktionsbüro Brookmedia produziert. Sie hat zwei Sachbücher veröffentlicht

Foto: David Mauplé

Foto: Manohly Vazquez (ig: cesamaria)



LONDON

»Jeder Ortsteil ist eine Welt für sich. Im West End spazierte ich an Gebäuden vorbei, für die das Wort »grand« erfunden wurde.« Bianca Lang



BERLIN

»Berlin musste ich mir erobern, was mir gut gelang, weil ich mich willkommen gefühlt habe.« Alda Balestra Stauffenberg

## DER ORT VOR MEINER TÜR

Autorin *Ilona Hartmann* flüchtet gern vor der Verantwortung in ein Hotel in Berlin, der Stadt, in der sie wohnt. Weil ihr das Wohnen manchmal zu viel wird, hat sie dort auch ihr letztes Buch geschrieben.

**D**as Schlimmste am Zuhause sein ist, dass alles mir gehört. Alle Dinge wollen benutzt, aufgeräumt, gereinigt, betrachtet, getragen, genossen werden. Ganz egal, ob sich viele oder wenige Dinge im eigenen Besitz befinden, ob sie teuer oder günstig waren, sie stehen immer in Beziehung zu der Person, die sie angehört hat. Manche davon schauen regelrecht anklagend in den Raum, aufgeladen mit ihrer Geschichte und meinem schlechten Gewissen. Mir persönlich wird Wohnen manchmal zu viel. Freilich ein Problem auf höchstem Niveau, aber zu besonderen Anlässen gönne ich mir Erholung von der Verantwortung des aktiven Behausens. Staycation, ja, so heißt das oft – aber eigentlich ist es Urlaub vom eigenen Besitz und dessen Verwaltungsalltag, ohne dabei allzu weit weg von dessen vertrauter Schwere zu geraten. Früher habe ich versucht, mich in Airbnbs zu erholen. Es kam mir modern und mondän vor, hat aber einen entscheidenden Nachteil: Da sind wieder so viele Sachen. Und sie sehen verdächtig danach aus, als müsse ich etwas mit ihnen tun, wenigstens das Geschirr spülen. Camping ist auch keine Lösung, ich habe noch nie verstanden, was an weniger Komfort und weniger Privatsphäre erholsam sein soll. Außerdem braucht man dafür eine Ausrüstung, die, genau, besitzt man wieder – und sie besitzt einen zurück.

Hotels kamen mir für solche Kurzpausen lange zu dekadent, vielleicht sogar bieder vor, wenngleich ich schon als Kind Fan dieser Institution war. Als Erwachsene konnte ich mir meine Begeisterung leisten, und an einem Weihnachten mitten in der Pandemie beschloss ich, statt zur Familie in ein Hotel zu fahren. Erstens, weil es hygienischer war, zweitens, weil ich die Feiertage nicht am gleichen Ort verbringen wollte wie die vergangenen Monate, und drittens, weil sich ein nicht unerhebliches Wohnchaos angehäuft hatte, das ich hätte beseitigen müssen, um Heiligabend in die Kissen sinken zu können. Ich googelte also Hotels in Berlin, und wichtig waren

mir eigentlich nur die Kronleuchter. Ich wollte unter einem pompösen Lüster im Bett liegen, saure Schnüre fressen und fernsehen. Genauso kam es auch. Im »Sir Savigny« am Savignyplatz im Westen Berlins hängen wirklich fantastische Kronleuchter im Zimmer. Und das Allerbeste: Sie gehören mir nicht. Und trotzdem oder gerade deswegen gefällt mir alles. Der Samt, die verspiegelten Türen, die ausladende Holztafel im Foyer.

Hier einzukehren fühlt sich an wie der Besuch bei Freunden der Eltern. Vertraut genug für ein sofortiges Gefühl des Dazugehörens, aber weit genug weg vom eigenen Leben. Maximale innere Beinfreiheit. Die gesparte Energie lässt sich wunderbar in der Umgebung in den vielen hübschen Cafés und dem interessanten Vintageladen an der S-Bahn-Station ausgeben. Und der Tiergarten ist nicht weit, ein Park, den ich sonst ehrlicherweise nie aufsuchen würde. Dort geriet ich regelrecht ins Flanieren, weil er so eine ehrwürdige Ausstrahlung hat. Vielleicht ist diese Befreiung vom Besitzenmüssen einer der Hauptgründe, warum Hotels so wunderbare Zwischenorte sind. Und besonders in der eigenen Stadt kleine Häfen der Erholung sein können, wenn die Zeit nicht reicht für den Sprung an einen anderen Ort. Das Gefühl der unverhältnismäßigen Dekadenz werde ich wahrscheinlich nicht mehr los, aber das ist ein gerechter immaterieller Preis für den Zugang zu dieser Sphäre.

Den Vintageladen suchte ich kurz nach meinem Hotelbesuch noch einmal auf und kam mit dem Besitzer ins Gespräch. Ich wollte wissen, welche Trenchcoats er einkauft, um sie in seinem bis zur Decke vollen Geschäft weiterzuverkaufen. Seit Monaten war ich auf der Suche nach so einem Mantel. »Ich kaufe einfach alle. Irgendwem gefällt immer einer!« Er lachte, und ich fühlte mich ein bisschen übers Ohr gehauen mit meinem Einkauf. Jetzt hängt der Trenchcoat trotzdem bei mir im Flur. Das ist ja die schöne Seite des Besitzens: Objekte bewahren Erinnerungen. Wenn man nur lange genug draufschaut, steckt man knietief in der Vergangenheit und kann sich, als innere Staycation, noch einmal in Ruhe die Gegend ansehen.

01



**01 Zeitzeugin**  
Ilona Hartmann, 33, ist freie Autorin und Moderatorin. Auf Instagram und X folgen ihr mehr als 100.000 Menschen. Mit »Land in Sicht« erschien im Aufbau Verlag 2020 ihr Debütroman. Im Frühjahr 2024 folgte der Roman »Klarkommen« bei Park x Ullstein

Foto oben: Pler Paolo Campo (ig: Plerjam) | unten: Lenny Rothenberg

## AUFGEBLÜHT

Alda Balestra Stauffenberg verließ in den 70ern ihre Heimat Triest, machte international Modelkarriere, lebte in New York und fand dann in Berlin ihr Zuhause.

**A**nfangs war ich nicht begeistert von der Idee, nach Berlin zu ziehen. Auf Long Island lebte ich mit meinem Mann und unseren zwei Kindern in einem Haus, das Meer um die Ecke. Das alles gegen eine Wohnung in einer deutschen Großstadt eintauschen? Aber es sprach auch einiges dafür: eine bessere und günstigere Schulbildung für die Kinder und der kürzere Weg nach Italien, meine Heimat. Also gingen wir nach Berlin. Ich verstand die Sprache nicht und kannte niemanden.

24 Jahre ist das jetzt her – und heute ist alles anders. Neben den vielen Freunden, die ich hier fand, liebe ich an der Stadt am meisten, dass man hier so gut mit dem Fahrrad fahren kann. In Triest, wo ich groß geworden bin, ist Fahrradfahren gar keine gute Idee, der Verkehr ist chaotisch.

Berlin musste ich mir erobern, denn kurz nach unserer Ankunft trennten sich mein Mann und ich. Mir war klar, entweder ich gehe jetzt unter oder ich springe rein ins Berliner Leben. Letzteres gelang mir sehr gut, weil ich mich akzeptiert und willkommen gefühlt habe. Berlin erinnerte mich an das New York der frühen 80er. Die Stadt erlebte eine Art Renaissance. So wie ich selbst.

Sogar die Natur fand ich hier, etwa am Schlachtensee, wo ich oft mit den Kindern hinfuhr. Berlin ist so vielseitig und inspirierend: Vor Kurzem bin ich von Wilmersdorf nach Kreuzberg gezogen in die Nähe meiner Tochter, ins selbe Haus wie mein bester Freund. Mein Nachbar züchtet Rosen im Hof – es ist geradezu idyllisch. Mittlerweile pendele ich zwischen meinen Lieblingsstädten. Triest ist meine Heimat. Aber Berlin ist mein Zuhause geworden.

### Muse

Alda Balestra Stauffenberg, 69, war Miss Italia und modelte in den Siebziger- und Achtzigerjahren für Versace, Valentino und Armani, war Werbegesicht für Christian Dior und L'Oréal. Heute kuratiert die Italienerin etwa Ausstellungen in Berlin.

## TRAUMSTADT

Die Dänin *Mette Lykke* wird dafür gefeiert, dass sie mit ihrem Unternehmen weltweit Lebensmittel vor dem Wegschmeißen rettet. Ohne ihren dreimonatigen Aufenthalt in New York vor 19 Jahren wäre wohl alles anders gelaufen.

**D**ie Begegnung auf der Park Avenue dauerte nur ein paar Sekunden, aber sie wurde zu einem »life-changing moment« für mich: Ich wartete an einer Ampel, als eine Frau mit durchdringendem Blick neben mir auftauchte. Ohne etwas zu sagen, drückte sie mir eine Postkarte in die Hand und verschwand. »Whatever our wildest dreams may be, they only scratch the surface of what's possible«, stand darauf. Gedruckte Lebensweisheiten gibt es viele, in diesem Fall fühlte ich mich angesprochen. Ich war hier, um als Beraterin im Büro von McKinsey zu arbeiten. Zugleich wollte ich die Energie der neuen Umgebung nutzen, um über die Zukunft nachzudenken. Statt Strategien für andere zu entwickeln, träumte ich davon, selbst Unternehmerin zu werden, wollte ein eigenes Projekt wachsen sehen und etwas damit bewegen. Noch besaß ich allerdings weder einen Plan noch eine Idee. Die Begegnung mit der Unbekannten wertete ich als Zeichen: Ich kündigte meinen Beraterjob – die beste Entscheidung meines Lebens. Zwei Monate später gründete ich mit Kollegen die Fitness-Community Endomondo, die wir 2015 für 85 Millionen Dollar an den Sportartikelhersteller Under Armour verkauften. Ich stieg bei »Too Good To Go« ein. Vor zwei Jahren kürte uns das »Time Magazine« zu einem der einflussreichsten Unternehmen weltweit. Es heißt ja, New York mache Träume wahr. Die Postkarte steht jedenfalls gerahmt auf meinem Schreibtisch.

### Vorreiterin

Mette Lykke, 43, investierte 2016 in das Food-Tech-Start-up »Too Good To Go«. Seit 2017 ist sie CEO des Unternehmens, das 2023 weltweit 121 Millionen Mahlzeiten vor dem Wegwerfen bewahrte. Lykke wurde vielfach für ihr Engagement ausgezeichnet, darunter mit dem Female Business Owners' Inspirational Award.



CAPVERDE

»Ich ritt über weiße Sanddünen und lange Strände.« Carlotta Buonomini

## NEUSTART IM PARADIES

Seit acht Jahren schenkt *Carlotta Buonomini* auf ihrem Reiterhof in den Dolomiten misshandelten Pferden ein neues Leben. Ihre Mission begann, als sie ihr Medizinstudium abbrach und einen Job auf einer Trauminsel im Atlantischen Ozean annahm.

**N**achdem ich mein Medizinstudium abgebrochen hatte, zögerte ich nicht lange, als man mir anbot, für eine Weile auf den Kapverden zu arbeiten. Die Kapverden vor der senegalesischen Küste bestehen aus 15 Inseln, von denen neun unbewohnt sind. Ich landete auf Sal, um am Flughafen die Einführung einer Gepäck-Wrapping-Anlage zu begleiten. Ich blieb sechseinhalb Jahre – und fand eine neue Lebensaufgabe.

Sal, die »Salzinsel«, verdankt ihren Namen dem Mineral, das hier im Überfluss vorhanden ist. Schroffe Bergwelten, tropische Wälder, tolle Strände und eine artenreiche Unterwasserwelt machen Sal zum Paradies. Mich begeisterte das Reiten: querfeldein durch die dünn besiedelte Landschaft, über weiße Sanddünen und lange Strände wie den Kite Beach. Seit meiner Kindheit bin ich verrückt nach Pferden, schon auf dem Hof meiner Eltern in der Toskana habe ich geritten. Kurz nach meiner Ankunft kaufte ich ein eigenes Pferd, eine vernachlässigte, untergewichtige Stute. Ich pflegte sie gesund. Nach einigen Monaten konnten wir erste Ausritte unternehmen. Ich spürte eine tiefe Genugtuung – und hatte meine Berufung gefunden. In den folgenden Jahren versorgte ich auf den Kapverden zahlreiche Pferde und setzte meine Rettungsmission nach meiner Rückkehr in Italien fort. Ich fand einen idealen Platz in den Trentiner Dolomiten, im Val di Fassa. Mein Hof liegt 1500 Meter hoch, umgeben von Natur, in absoluter Ruhe, und vor allem wird es nie zu heiß. Mit zwei Mitarbeitern versorge ich rund 20 Tiere. Um möglichst viele Menschen für Pferde zu begeistern und unsere Arbeit zu finanzieren, biete ich auf meiner Ranch Charlotte Horse Riding Führungen und Reitausflüge an. Insgesamt konnte ich schon mehr als 100 Pferde retten.

02



**02 Tierschützerin**  
Carlotta Buonomini, 40, ist in der Toskana aufgewachsen auf dem Hof ihrer Eltern. In Campitello di Fassa im Trentino betreibt sie heute eine Rettungsranche für Pferde und Ponys



ITALIEN

»Die Schönheit dieses Landes zieht mich an.« Floris van Bommel

# HERZLICH UND FREMD

Der Niederländer *Floris van Bommel* ging mit Mitte 20 für einige Monate bei einer Schuhmacherfamilie in den Marken in die Lehre. Er lernte das italienische Leben kennen mit Pasta und Drama – und erlitt einen Kulturschock.

**D**as Jahr 1999 habe ich größtenteils in Italien verbracht, um ein richtiger Schuhmacher zu werden. In Mailand habe ich das Zeichnen von Mustern gelernt. Dort und in Montegrano in den Marken, einer Region auf der Apenninhalbinsel, konnte ich das Gelernte in die Praxis umsetzen. Ich lebte in einem Zwischengeschoss eines alten Lagerhauses bei der Schuhmacherfamilie Forensi inmitten von jeder Menge Gerümpel. Man kam nur mit einer Holzleiter aus der Lagerhalle hinauf. Dort saß ich monatelang und zeichnete. Selten bekam ich einen konkreten Auftrag, und noch seltener wurde daraus tatsächlich ein Schuh. In dieser kleinen Dachkammer hatte ich alle Zeit der Welt, um über mein Leben nachzudenken. Ich war fertig mit dem Studium, aber noch nicht im Beruf angekommen. Meine Freunde waren ihrer Wege gegangen, meine Zukunft glich einem großen Fragezeichen. Ich fühlte mich verloren und war ein bisschen wütend auf die Welt. Die Zeit verging langsam in meiner Dachkammer. Das kleine Radio auf meinem Arbeitstisch war die einzige Ablenkung. »Blue (Da Ba Dee)« von Eiffel 65 lief mindestens fünfmal pro Tag.

Der Fabrikbesitzer brachte mir bei, seinen Namen Massimo mit zwei langen s anstelle des x auszusprechen – »Massimo« – und den seines Bruders Mauro »Ma-uro«. Machte ich einen Fehler, ignorierten sie mich. Mittags sorgte die Mutter in der häuslichen Betriebsküche für den Höhepunkt des Tages: einen riesigen Topf Nudeln. Darauf habe ich mich immer gefreut, es sei denn, es gab Vongole (bei dem Gedanken, diese Tierchen zu essen, wird mir heute noch übel). Mit ihrer einfachen, aber perfekten Pasta auf dem Esstisch, eingepfercht auf der Bank inmitten der Familie, fühlte sich für mich alles besser und intensiver an. Es war herrlich, dazu das Theater bei jedem Mittagessen; es gab immer irgendein Drama. Ich verstand leider nichts, denn alle hatten einen starken Akzent, und mein Italienisch

war nicht gut genug. Abends und am Wochenende nahm die Familie mich überall mit hin. In italienischem Tempo ging es auf lange Fahrten, um den leckersten Käse oder den besten Schweinebraten zu ergattern – oder einfach nur eine Tasse Kaffee zu trinken. Die Ausflüge fanden immer in großen Gruppen von Freunden und Familie statt, die kaum Englisch sprachen. Ich war wie ein Geist dabei.

Mit dem Familienvater bin ich einmal nach Bologna gefahren, wir saßen die meiste Zeit schweigend nebeneinander. Auf dem Rückweg nervte ihn ein Lkw-Fahrer vor ihm. Nach einigem Hupen und Fluchen fuhr er neben den Laster, öffnete das Fenster auf meiner Seite, hupte noch einmal, beugte sich über mich und schrie den Fahrer an. Ich habe nur »una pistola« verstanden, was nicht so schwer war, weil er vor meiner Nase mit seiner Hand eine Pistole formte. Eine lustige Erinnerung an diese italienischen Gefühlsausbrüche, die ja nie so ernst gemeint sind.

Mich hat diese unverfälschte, warme und authentische Art der Familie, mit der Schuhfabrik als Mittelpunkt ihrer Existenz, tief beeindruckt. Was für sie das normale Leben war, war für mich eine Offenbarung. Ich war 24 Jahre alt und verstand zum ersten Mal, dass nicht alle so sind wie in den Niederlanden, dass soziale Beziehungen auch anders gepflegt werden können, mit mehr Herzlichkeit. Der Kulturschock sorgte dafür, dass ich meine niederländische Lebensweise in einem neuen Licht sah. Egal, wie viel man über kulturelle Unterschiede gelesen hat, man muss sie erleben. Ich war zum ersten Mal unabhängig, weg von zu Hause, hatte nicht einmal ein Handy. Ich war ein Niederländer in Italien, künstlich verpflanzt in dieses Umfeld. Die gemischten Gefühle von damals spüre ich bis heute, wenn ich in Italien bin. Die Schönheit dieses Landes zieht mich an, aber gleichzeitig habe ich mich nie so sehr als Außenseiter gefühlt wie dort. Die Erfahrung, nicht dazuzugehören, wirft mich zurück. Je freundlicher die Menschen sind, desto mehr spüre ich sie. Die Familie Forensi habe ich nie wieder besucht, aber die Erinnerung an sie bleibt lebendig.

01



**01 Namensträger**  
Floris van Bommel, 49, ist Kreativdirektor der gleichnamigen niederländischen Schuhmarke. Gemeinsam mit seinen beiden Brüdern führt er in neuer Generation die Schuhmanufaktur, die seine Vorfahren 1734 gegründet haben

Foto oben: Ivy Allport (ig: ivyallport23) Foto klein: Floris van Bommel, Protokoll Planer: Barbara Markert

HANDSIGNIERTE LIMITIERTE KUNST  
ONLINE UND IN 19 GALERIEN WELTWEIT

„Es ist nicht die Aufgabe der Kunst, die Natur zu kopieren, sondern sie auszudrücken!“

- Honoré de Balzac



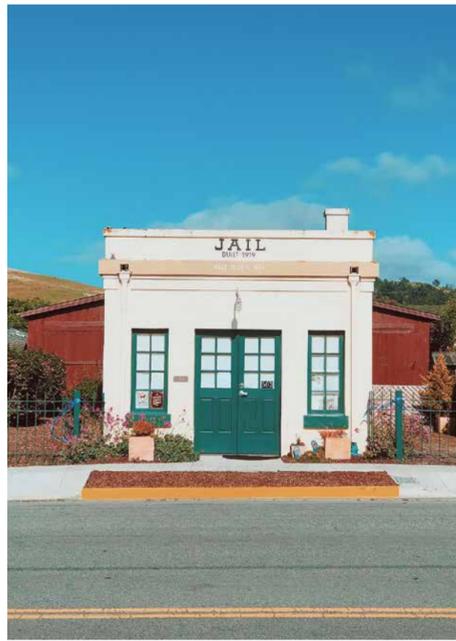
**Isabelle Menin** from a dream 04  
Auflage 150, handsigniert, 100x100 cm  
(weitere Größen verfügbar), Art.-Nr. IME110, **1.199 €**



BERLIN · MÜNCHEN · HAMBURG · KÖLN · FRANKFURT  
DORTMUND · DÜSSELDORF · HANNOVER · MANNHEIM · STUTTGART  
NEW YORK · PARIS · MIAMI · WIEN · ZÜRICH

LUMAS.COM

liberation of arts LUMAS™



FLORIDA

»Draußen ging die Welt ohne mich weiter.« Steve Madden

## DIE HARTE TOUR

Verurteilt wegen Betrugs, versunken in Drogen. Der amerikanische Schuhunternehmer *Steve Madden* musste einst ins Gefängnis – und ist heute dankbar dafür. Die Haftstrafe hat ihn zu einem besseren Leben geführt.

**M**eine Strafe saß ich zunächst in Eglin ab, einem Gefängnis auf einem Luftwaffenstützpunkt in Westflorida, das man »Club Fed« nannte wegen seiner geringeren Sicherheitsvorkehrungen. Es gab keine Zäune, aber gemütlich war es keineswegs. Für die Wärter war ich ein Nichts. Sie nahmen mir alles weg. Ich bekam nur einen orangefarbenen Overall. Mir wurde schnell klar, dass Selbstmitleid hier nichts nützt. Ich hatte Mist gebaut, nun galt es, zu überleben und die Zeit bestmöglich zu nutzen. Frühstück, Arbeit, Mittagessen, Arbeit, Abendessen – und bloß keinen Ärger einhandeln, so verliefen die Tage. Ich war als Gärtner tätig und begann, Sport zu treiben. Trainieren hilft und gehört zu den wenigen positiven Dingen im Gefängnis. Ich entdeckte meine Liebe zum Lesen wieder, was mir sehr half, nicht ständig nur über mich nachzudenken. Und ich wurde clean. Doch draußen ging die Welt ohne mich weiter, während ich festsäß, gefangen in diesem seltsamen Schwebezustand. An schlimmen Tagen dachte ich, so muss es sich anfühlen, wenn man tot ist. Als ich verlegt wurde, begann ich, Briefe zu schreiben. Und mich immer mehr auf die Antworten von Wendy zu freuen. Sie arbeitete für meine Firma. Unsere Briefe wurden romantisch. Unser erster Kuss war in der Gefängniscafeteria. Hinter Gittern habe ich gelernt, mich einzulassen und zu fokussieren. Zuvor hatte ich mich jeder Ablenkung hingeeben. Mit Wendy wurde ich zu einem besseren Menschen. Ich dachte viel nach und träumte erstmals davon, eine Familie zu gründen. Kurz vor meiner Entlassung hielt ich um ihre Hand an. Bis heute bin ich dankbar für alles, was mich dazu gebracht hat. Es war kein leichter Weg, aber er hatte Sinn.

### Aufsteiger

Steve Madden, 66, ist ein amerikanischer Designer. Der Gründer und ehemalige CEO der gleichnamigen Schuhmarke wurde 2002 wegen Betrugs zu 41 Monaten Haft verurteilt. 2020 veröffentlichte er seine Autobiografie »The Cobbler«, aus der dieser Textauszug stammt. Von seiner Frau Wendy ist er mittlerweile getrennt.

## SURFEN UND SONNE DAS GANZE JAHR

Der schwedische Manager *Magnus Wedhammar* ist früher alle fünf Jahre umgezogen, auf der Suche nach dem besten Ort. Mittlerweile hat der Chef eines amerikanischen Sozialunternehmens ihn gefunden: Santa Barbara.

**W**ir Schweden sind ein reiselustiges Volk. Weil das Wetter bei uns zu Hause extrem ist, sehnen sich viele nach wärmeren, sonnigeren Gefilden, dem Mittelmeer etwa. Ich komme aus der Nähe Stockholms und träumte schon als Jugendlicher davon, einmal in Kalifornien zu leben. Mein Job führte mich zunächst allerdings nach Holland, danach in die USA. Insgesamt bin ich 15-mal umgezogen. Ich zog von Oregon nach Boston, dann wieder zurück an die Westküste. Nach fünf Jahren an einem Ort packte mich meist eine gewisse Unruhe, dass es woanders noch besser sein könnte. Doch seit acht Jahren lebe ich jetzt tatsächlich in Kalifornien, in Santa Barbara, und habe das Gefühl, dass ich hier mit meiner Familie auch bleiben möchte. Hier kann man sogar im Winter surfen gehen, mein Sohn und ich golfen das ganze Jahr in unserer Freizeit.

Als ich in den frühen 2000er-Jahren erstmals in die USA zog, dachte ich, ein Traum würde wahr. Als Jugendlicher spielte ich Basketball, amerikanische Musik und Filme bestimmten meine Jugend. Ich war fasziniert von diesem Land – und dann verwundert, wie anders sich die Kultur tatsächlich darstellte. In Europa gibt es eine sehr direkte Art, miteinander zu interagieren. Wer fragt, bekommt ein »Ja« oder »Nein« sowie eine entsprechende Begründung. An der Westküste der USA ist es anders: Die Leute sind extrem zuvorkommend, aber klare Antworten selten. Bei Meetings oder privaten Treffen bleibt vieles oft vage. Man lernt schneller Leute kennen, aber eher oberflächlich. Echte Freundschaften aufzubauen dauert lange.

Auch dachte ich, dass ich die englische Sprache ziemlich gut beherrsche. Immerhin hatte ich in London studiert und in den Niederlanden viel Englisch gesprochen. Aber in den USA ist die Sprache durchdrungen von Anspielungen etwa aus dem Sport, insbesondere American Football und Baseball. Das als Europäer zu verstehen ist anfangs nahezu aussichtslos. Zum Glück ist meine Frau Amerikanerin. Ich bombardierte sie mit Fragen: Worauf bezieht sich das? Was bedeutet »Hail Mary«? Der Begriff aus dem Football beschreibt einen letzten langen Wurf, also den verzweifelten Versuch, eine Niederlage noch abzuwenden. Im Amerikanischen gibt es auch oft Analogien zu Waffen, die Europäern fremd sind. 20 Jahre lebe ich nun schon in den USA. Mittlerweile verstehe ich das meiste, doch ich selbst gebrauche diese Ausdrücke selten.

Als wir hier in Santa Barbara ankamen, war unser Sohn noch ein Kleinkind – und dieser wunderschöne Ort am Meer, der oft als das Monaco der USA bezeichnet wird, mit seinen gerade mal 100 000 Einwohnern schien uns der perfekte Ort, um ihn großzuziehen. Die Schulen sind ausgezeichnet, die Leute passen aufeinander auf. Also blieben wir, selbst als ich vor vier Jahren Chef der Schuhmarke Toms wurde und mein Büro somit zwei Stunden entfernt in Los Angeles war. Ich nahm mir zunächst ein Apartment, dann kam Covid, und heute arbeite ich weitgehend von zu Hause aus. Ich bin genug herumgekommen, privat wie beruflich, habe gelernt, mich auf andere Menschen und Kulturen einzustellen. Wahrscheinlich bin ich heute weniger »schwedisch« als früher. Aber auch wenn ich in Santa Barbara angekommen bin, als Westküsten-Amerikaner gehe ich nicht durch. Wenn Sie mein Team fragen, dann würden die Kollegen antworten, dass ich noch immer viel direkter kommuniziere – wie ein Europäer.

01



01

Nomade

Magnus Wedhammar, 51, ist seit 2020 CEO der amerikanischen Schuhmarke Toms, die für jedes verkaufte Paar ein weiteres spendet. Der Schwede war zuvor im Management von Nike, Converse oder Wolverine Worldwide

Protokoll: Barbara Markert, Foto oben: Sonia Uppal (ig: sketchysonia) unten: privat

Foto oben: Corinne Wälder (ig: corinnewaelder)



KALIFORNIEN

»Ich träumte schon als Jugendlicher davon, einmal in Kalifornien zu leben.« Magnus Wedhammar

# ZÄRTLICHER BLICK AUF DIE WELT

Von erdbeereisfarbenen Feuerwachen und knallgelben Leuchttürmen: Vor acht Jahren startete das amerikanische Ehepaar Koval den Reiseblog »Accidentally Wes Anderson«, in dem es Orte in einer Ästhetik zeigt, die an den von ihnen verehrten Filmemacher erinnert. Inzwischen ist »AWA« ein riesiges kollektives Fotoalbum sowie eine Onlinogalerie und stellt seine Sammlung auf der ganzen Welt aus. Und Regisseur Wes Anderson ist Pate. Auf den Seiten dieses Spezi als blicken wir durch die rosarote Brille der Kovals und zeigen zehn Motive aus ihrer Sammlung zu unseren Reiseberichten. *Von Anja Rützel*

01



**01  
Hinter den Fassaden**  
»Accidentally Wes Anderson: Adventures« heißt das neue Buch der Kovals, in dem sie 200 ausgewählte Orte und Gebäude mit deren Geschichten präsentieren

02



**02  
In Sichtweite**  
Der 40-jährige Wally Koval hat zusammen mit seiner Frau Amanda aus seiner Leidenschaft für Wes Andersons Bildsprache und seinen Reise-träumen ein Business gemacht

Die Geschichte klingt, als hätte der US-Regisseur Wes Anderson sie als Idee für einen Filmbeginn auf ein Bonbonpapierchen gekritzelt: Da sind Wally, ein junger Mann, und Amanda, eine junge Frau, die durch die eher trübe Kultur amerikanischer Unternehmensdickschiffe schlurft: Wally organisiert Firmenevents, die er selbst als »very unsexy« bezeichnet, Amanda kümmert sich um das Catering. Um sich zumindest virtuell an bessere Orte zu beamen, legt Wally auf seinem Instagram-Account eine Reisewunschliste an: Jeden Tag sucht er ein Foto heraus, das so bunt und freundlich-surreal daherkommt wie die Szenarien in »Die Royal Tenenbaums«, »Grand Budapest Hotel« oder anderen Werken des Filmemachers Wes Anderson, den er verehrt. Passende Bilder taggt er mit dem Hashtag #accidentallywesanderson. Seine Sammlung erregt schnell Aufmerksamkeit, mehr und mehr Menschen sammeln mit, und Wally und Amanda zieht es zusehends in die pastellene, verschrulte Alternativwirklichkeit, die wie ein Filmset aussieht und doch real ist. Und in der die beiden inzwischen von ihrer Leidenschaft sehr gut leben können.

»Accidentally Wes Anderson«, oder kurz »AWA«, ist unsere Einladung, die Welt durch eine andere Linse zu betrachten«, sagt Wally Koval, 40, der mit seiner Frau Amanda, 37, heute in Wilmington im US-Bundesstaat Delaware lebt. Seit 2007 sind die beiden ein Paar, lange wohnten sie in einer winzigen Wohnung in Brooklyn, die sie nur in ihrer Fantasie für weite Reisen verließen. Heute reisen die Kovals auf Einladung von Prada nach Mailand, schlendern für Hendrick's Gin durch Glasgow und fahren auf Einladung des Schweizer Tourismusbüros auf den schönsten Bahnstrecken durch Bilderbuch-Berglandschaften. Zwei Millionen Follower hat ihr Account mittlerweile, in diesem Monat erscheint ihr zweites Buch, das die schönsten Aufnahmen versammelt. Die Anderson-Ästhetik zieht Menschen und Marken an und wird obendrein seit einiger Zeit durch TikTok gehypt. Bilder von mehr als 2000 Orten präsentieren die Kovals auf ihrer Website: Aufnahmen von besonderen, aber trotzdem oft übersehenen Gebäuden und Landschaften, in die man nur eine wunderliche Familie in knallbunten Partnerlook-Trainingsanzügen oder ein paar fieselschweifmäßig gekleidete Pfadfinder stellen müsste, um sie zu einem Anderson-Filmset zu machen mit den für ihn typischen, supersymmetrischen, eiscremefarbenen oder grellbunten, unbestimmt zeitlos und gleichzeitig nostalgisch wirkenden Kulissen.

Geld verdienen Wally und Amanda nicht nur mit Kooperationen, sondern auch, indem sie für die Fotografen der von ihnen ausgewählten

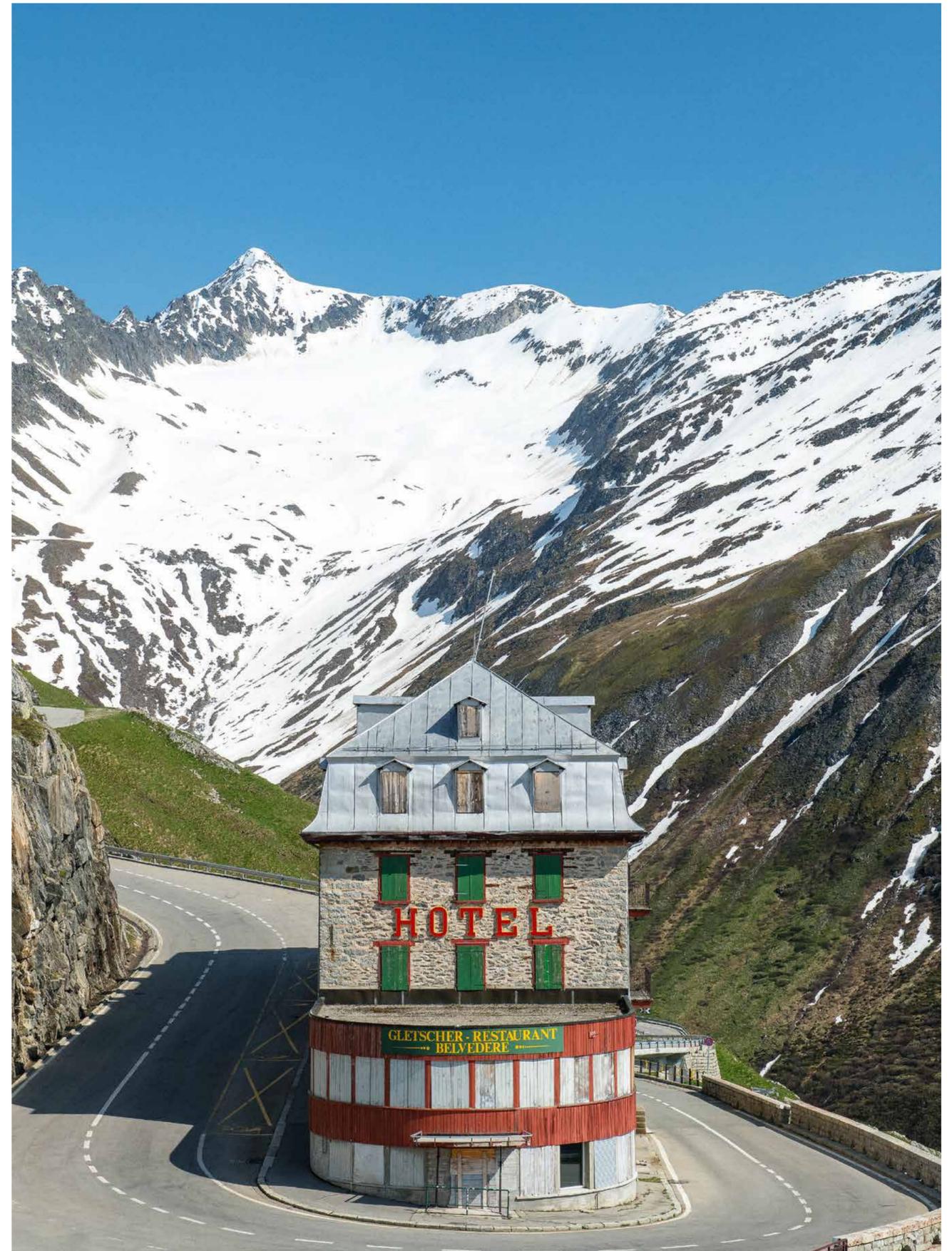
Bilder als eine Art Digitalgalerie arbeiten und Drucke verkaufen. Hinzu kommen reale Ausstellungen. Allein die AWA-Show in Seoul hatte eine Viertelmillion Besucher. Derzeit machen die Bilder Station in London und Los Angeles – und danach, sagt Koval so geheimnisvoll kauzig wie eine Anderson-Figur, könnten sie vielleicht sogar in Berlin zu sehen sein.

Zu bewundern wäre dann auf jeden Fall auch das Foto von einem putzigen Pfannkuchenstand im kroatischen Nationalpark Krka, eines der Lieblingsfotos von Wes Anderson. Wally Koval schrieb dem Regisseur einen Brief, um dessen Segen für das erste AWA-Buch zu erbitten, und der retournierte nicht nur sein Einverständnis, sondern auch ein selbst geschriebenes Vorwort. »An Ihrer Arbeit gefällt mir, dass sie nicht so sehr dem ähnelt, was ich tue«, schrieb Anderson. »Ich weiß nicht ganz sicher, wie er das meint, aber ich nehme es auf jeden Fall als Kompliment«, sagt Koval.

Nur die wenigsten Bilder auf dem Instagram-Account stammen von den Kovals selbst, AWA versteht sich als riesiges, kollektives Fotoalbum. Zwischen 2000 und 3000 Aufnahmen von erdbeereisfarbenen Feuerwachen, aprikosigen Fassaden und überschwänglich mit Türmchen besetzten Schlösschen bekommen die Kovals jeden Monat zugesendet. Die optische Schwippschwägerschaft mit Andersons Ästhetik ist nur ein Teil dessen, was einen Ort AWA-würdig macht, sagt Koval. Zusätzlich zur Optik braucht es auch eine überraschende Geschichte. So fand etwa hinter einer geometrisch ausgeklügelten Schlosskulisse ein Diamantenraub statt, und ein Opernhaus hat zwei Adressen, weil es auf der Grenze zwischen den USA und Kanada steht. Derart spektakulär müssen für Koval die Begleitstorys nicht unbedingt sein: »Ich bin glücklich, wenn jemand ein AWA-Foto anschaut, den Kopf leicht schief legt und »huh!« sagt. Ein hübsches Bild ist mit einem Farbfilter schnell gebastelt, aber ich hoffe, dass diese Wissensnuggets im Gedächtnis bleiben.« 80 bis 90 Prozent der Fotos auf seinem Account sind von Amateuren und Amateuren aufgenommen, die meisten mit einem Smartphone. So wie Handys die Fotografie demokratisierten, soll AWA die Idee von den »Sehenswürdigkeiten« weniger elitär gestalten: Jedes Gebäude, findet Koval, hat das Zeug zur »huh!«-würdigen Attraktion: »Man muss nur einen 80-Jährigen in der Nachbarschaft nach der Geschichte der Häuser um ihn herum fragen – und lernt etwas.« Man müsse nicht nach London oder New York reisen, diese Wissensbröckchen gäbe es sogar bei ihm in Wilmington: »Bevor der Wilmingtoner Joe Biden US-Präsident wurde, wussten die wenigsten Menschen, dass dieser Ort überhaupt existiert.«

Foto: Marjorie Becker (ig: accidentallywesanderson)

Foto: Carlo Küttel (ig: carlobkuttel)



SCHWEIZ

»Jedes Gebäude hat das Zeug zu einer Sehenswürdigkeit.« Wally Koval

01



02



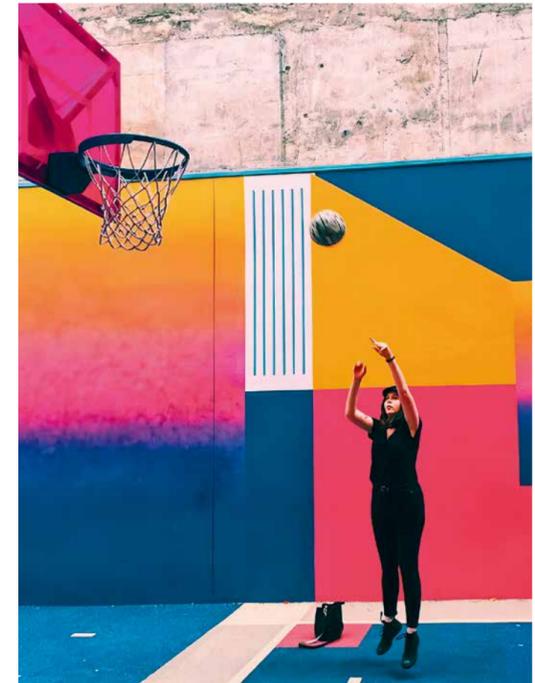
**01  
Fecht-Fashion**  
Für die französischen Kampfsportler hat Ashpool mit Le Coq Sportif elegante Uniformen entworfen und Helme in den Nationalfarben

**02  
Skateboard-Schick**  
Auf dem Place de la Concorde beeindruckten die französischen Athleten während Olympia nicht nur mit ihren Tricks, sondern auch mit ihren aktuellen Outfits

03



04



**03  
Prinz Pigalle**  
Kreativ-Multitalent Stéphane Ashpool ist im Ausgehviertel der Stadt groß geworden, es hat ihn geprägt und inspiriert bis heute seine Projekte

**04  
Court Pigalle**  
Eine Baulücke zwischen zwei Häusern im 18. Arrondissement hat Ashpool zum farbenfrohen Basketballplatz umgewidmet – und damit einen Social-Media-Hit gelandet

## HÖCHSTLEISTUNG

Olympische Spiele in der Hauptstadt der Mode: Dafür hat Frankreich sich einen besonderen Coup einfallen lassen und den Pariser Szenedesigner *Stéphane Ashpool* für die Uniformen seiner Sportler verpflichtet. Und der führt der Welt vor, wie man das milliardenschwere Geschäft mit dem Sport und der Mode zur Kunst erhebt. *Von Julia Hackober*

Sanft verlaufen die Farben Blau, Weiß und Rot auf T-Shirts, Trikots und Helmen, silbern glänzt der »France«-Schriftzug: Die französischen Turnerinnen erinnern an Cabaret-Tänzerinnen, die Fechter sehen aus wie vom Laufsteg gestiegen, die Skateboarder und Breakdancer tragen Kombinationen, mit denen sie in jeden Nachtclub kämen: Die Goldmedaille für die lässigsten Uniformen der aktuellen Olympischen Sommerspiele geht klar an Frankreich.

Für die neue Eleganz auf den Sportplätzen ist Designer Stéphane Ashpool verantwortlich, der die Uniformen gemeinsam mit der 130 Jahre alten französischen Sportmarke Le Coq Sportif entworfen hat. Zwei Jahre hat das gedauert. Die größten Herausforderungen: alle Stücke in Frankreich produzieren zu lassen, die Vorgaben des Olympischen Komitees zu berücksichtigen und die Wünsche der Athleten, die in 40 verschiedenen Sportarten antreten. »Die Sportler wünschten sich moderne, frische Outfits, die ihnen das nötige Selbstbewusstsein verleihen, um ihre Leistung abrufen zu können«, sagt Ashpool. Also reizte der 42-Jährige die Regelungen für olympische Ausstattung aus und verpasste der Sportausrüstung die Pariser Je-ne-sais-quoi-Attitude, also jenes gewisse Etwas, für das er bekannt ist. Seine Olympia-Outfits seien

einfach »cool«, schrieb die Modekritikerin der »New York Times«, Vanessa Friedman.

Ashpool ist als Sohn einer Tänzerin und eines Bildhauers im Pigalle aufgewachsen, dem berühmt-berüchtigten Ausgehviertel, in dem auch das Moulin Rouge zu Hause ist – und nach dem er auch sein 2007 gegründetes, aktuell pausierendes Label benannt hat. »Pigalle« hat Ashpools Liebe zu diesem Ort zur Mode gemacht, die Stars wie Rihanna, der Rapper ASAP Rocky oder der Fußballer Kylian Mbappé trugen – und zu einem neuen Erlebnisort. 2009 gestaltete er für Nike eine Baulücke im 18. Arrondissement zu einem kunstvollen Platz für den Sport, dem er seit Jugendtagen verfallen ist: Basketball. Der knallbunte »Court Pigalle« wurde zum Social-Media-Hit, Ashpool organisierte hier nicht nur Turniere, sondern auch Konzerte und Events, zu denen bald die Pariser Szenekids kamen – natürlich in seinen Styles.

Die unaufgeregte Verknüpfung von Mode, Sport und Kunst ist Ashpools Markenzeichen und begeistert auch jenseits von Paris: Seine Pigalle-Courts gibt es mittlerweile sogar in Peking und Mexico City. Als Gast-Designer verleiht er Sneakern von Nike, Jacken von Timberland oder Cognac-Flaschen von Hennessy seinen »Cool kid«-Stempel – und damit einen Frischekick. »Immer ein bisschen weiterzugehen, als man es zunächst für möglich hält, das macht mir Spaß«, sagt er. »Und ich will Spaß verkaufen, keinen Frust.« Das läuft.

Im vergangenen Jahr wurde Ashpool vom Branchenmagazin »Business of Fashion« in die Riege der 500 wichtigsten internationalen Mode-Persönlichkeiten aufgenommen, weil er, so die Begründung, »seinen Ruf als Akteur der Pariser Clubszene in ein Business übersetzt hat« – auch jenseits von Streetstyle: In diesem Sommer kuratierte Ashpool für die Galerie Le 19M in Paris, die zum Manufakturen-Portfolio von Chanel gehört, eine Ausstellung in Zusammenarbeit mit den Haute-Couture-Ateliers des Hauses.

Ashpool erinnert ein bisschen an einen Pariser Kanye West ohne Skandale – ein künstlerischer Tausendsassa, der



**Zeitgeist-Zeichen**  
Im Auftrag der Outdoor-Messe »Ispo« in München gestaltete Ashpool im vergangenen November eine Fläche ganz nach seiner Fassung: mit Mode, Musik – und natürlich Basketballkörben

Fotos: Modedie, Le Coq Sportif, Ispo München

seine persönlichen Interessen lässig, genial und authentisch vermarktet und damit einen Nerv trifft. »Stéphane lädt verschiedenste Welten von Cabaret bis Basketball in seine eigene Galaxie ein, damit sie sich dort miteinander austauschen«, sagt Bruno Pavlovski, Präsident von Chanel und einst Ashpools Mentor. »Der bewegte Körper steht immer im Zentrum seiner Arbeit.«

»Just keep moving«, lautet denn auch Ashpools Motto im Leben wie im Geschäft. Einfach in Bewegung bleiben, nah am Zeitgeist, seinem natürlichen Lebensraum, den er kommerzialisiert hat. Stets beschallt von der Musik, die er liebt. So legte ein DJ auch im November vorigen Jahres auf der Outdoor-Messe Ispo in München Jazz auf, als Ashpool seine Kunst erstmals in Deutschland inszenierte. Auf einer sogenannten »Zeitgeist«-Fläche präsentierte er in bronzeglänzender Bomberjacke ebenso schicke wie sportliche Outfits auf einem knallblauen Basketball-Court – und beobachtete zufrieden, wie die Besucher Körbe warfen, zur Musik mitwippten, Selfies machten und in seine Welt eintauchten. Ashpool sieht sich nicht bloß als Designer, sondern als jemand, der Menschen zusammenbringt. »Niemand interessiert sich nur für Sport, nur für Musik oder nur für Mode«, sagt er. Es gehe um das Gesamtkonzept, um die Kuratierung. »Ein schöner Look reicht nicht, um gut auszusehen, er braucht auch den richtigen Ort, um zu wirken.«

Was Ashpool zur Kunstform erhoben hat, ist für die großen Marken vor allem ein Geschäft. Bei Olympia sollen Athletik, Mode und Kultur zu einem gewinnbringenden Erlebnis verschmelzen. In der Stadt, im Fernsehen und auf Social Media. Nie zuvor flossen Begriffe wie »Eleganz« und »Ästhetik« so massiv in die Olympia-Strategie mit ein. LVMH ist Premium-Sponsor der Spiele, 150 Millionen Euro steckt der Luxuskonzern in die Veranstaltung. Der zum Portfolio gehörende Juwelier Chaumet hat die Medaillen entworfen, bei der Eröffnungsfeier trugen die französischen Athleten Outfits der LVMH-Luxusmarke Berluti, die wiederum von der ehemali-

gen Chefredakteurin der französischen »Vogue«, der Stylistin Carine Roitfeld, mitkreiert wurden. Frankreich will bei den Spielen mit seinem größten Kultur- und Wirtschaftsgut, der Mode, punkten, und umgekehrt soll Olympia auf die Branche abstrahlen, die im Land eine Million Jobs bereithält. Ashpool hat seine Rolle dabei erfüllt. »Der Modewettbewerb ist zwar keine offizielle Veranstaltung bei Olympia, aber er ist trotzdem ein Wettbewerb«, schrieb die »New York Times«. »Und auf den Gewinner wartet eine Menge Geld.«

Der globale Sportmodemarkt wird einer McKinsey-Studie zufolge im kommenden Jahr auf ein Volumen von 395 Milliarden Euro anwachsen. Im Frauensport wird aktuell für jeden investierten Sponsoren-Euro ein Kundenwert von sieben Euro erzielt, so eine Studie von Deloitte. Sportlerinnen und Sportler haben Models als Testimonials für Modeunternehmen abgelöst: Gucci wirbt mit dem Tennisprofi Jannik Sinner, Louis Vuitton setzt auf die Fußballer-Power von Lionel Messi und Cristiano Ronaldo, Hugo Boss stattet Läuferin Alica Schmidt aus, die Beauty-Marke Charlotte Tilbury sponsert die Formel 1. Die Liste ließe sich lang fortsetzen.

Marken könnten so ihr Image polieren, vermeintlich »etwas Gutes für die Gesellschaft leisten«, sagt Andrea Gröppel-Klein, Konsumforscherin an der Universität des Saarlandes, die sich seit Jahren mit Sportmarketing beschäftigt. Ein Markenname, der im Sportumfeld immer wieder auftaucht und mit erfolgreichen Sportlerinnen und Sportlern verknüpft wird, könne beim Publikum positiv abgespeichert werden – »ohne eine einzige Information über die sachlichen Eigenschaften der Marke zu vermitteln«.

Gesundheit und Erfolg sind Begriffe, die mit Sport assoziiert werden und die Luxusmarken gern für sich pachten. Das weiß auch Ashpool, der versucht, den Olympia-Wahnsinn wegzulächeln. »Am Ende geht es doch immer noch um die Performance«, sagt er. »Der coolste Look hilft auch nicht weiter, wenn man nicht fit ist.« Deshalb geht er so gern ein paar Körbe werfen mit seinen Kumpels im Pigalle.



**Export-Knaller**  
Ashpools kunstvolles Basketballplatz-Konzept kann mittlerweile auch in Mexiko-Stadt und Peking bespielt werden

Fotos: Sébastien Michelini, Portrait Ashpool: Alex Cascalana

## FRANZÖSISCHE REVOLUTION

*Diesmal:* Mory Sacko ist der Star einer neuen Koch-Generation. Er hat eine Fernsehshow, liebt Burger und serviert in seinem Pariser Restaurant »MoSuke« Sterne-Menüs, die bis nach Japan führen.



**Tarte au Chocolat:** Für das klassische französische Dessert verwendet Mory Sacko, 31, Schokolade aus Afrika. 2020 eröffnete der Sohn einer malisch-senegalesischen Mutter und eines malischen Vaters sein erstes Restaurant »MoSuke« und erhielt einen Michelin-Stern. Zuvor arbeitete er im »Le Royal Monceau« und im Hotel »Mandarin Oriental« in Paris und eröffnete ein Restaurant von Louis Vuitton in St. Tropez. In Paris betreibt er auch zwei Streetfood-Läden und eine Brasserie.

»Das Wichtigste in meiner Küche ist die Freiheit. Ich kreuze französische, afrikanische und japanische Einflüsse und kombiniere alle Inspirationen zu einem Aromastrauß, ohne die traditionellen Gerichte zu verraten. Ich stecke viel Recherche in meine Arbeit, versuche, feiner, komplexer zu arbeiten als die Fusion-Küche. Ich bin stolz auf meine Identität, liebe die französische Küche, aber ich feiere auch meine afrikanischen Wurzeln und meine Leidenschaft für Japan, die als Kind durch Mangas ausgelöst wurde. Die Küche ist eine geniale Art der Anthropologie. Und meine Küche, das bin ich. Sie zeigt die Evolution unserer Gesellschaft. Alle Einflüsse existieren gleichwertig nebeneinander. Ich mag familiäre, traditionelle, aber auch elaborierte Rezepte oder eine New York Pizza. Ich spaziere durch das kulinarische Repertoire einer Kultur in das einer anderen – und versuche, jede Art zu kochen zu verstehen. Meine Fischsuppe etwa vereinigt 40 Zutaten aus drei Kontinenten. Sie verbindet die französische Bouillabaisse mit einer Fischsuppe aus Westafrika, ich ersetze aber den geräucherten Fisch des afrikanischen Rezepts durch getrockneten Bonito. 90 Prozent der Produkte, die ich verwende, kommen aus Frankreich. Das Symbol meines Restaurants ist ein Reiher, weil er isst, was er auf seinem Zug vorfindet – und so reisen auch meine Kunden mit einem Menü um die Welt. Wenn ich am Wochenende nach Hause komme, kocht meine Mutter. Ihr ist meine Küche zu kompliziert.«

Restaurant: [mosuke-restaurant.com](https://mosuke-restaurant.com); Brasserie: [lafayettes-restaurant.com](https://lafayettes-restaurant.com); Streetfood: [mosugo.com](https://mosugo.com), alle in Paris

### Tarte au chocolat mit Schokoladen aus Afrika à la MoSuke

Rezept für 1 Tarte mit 28 Zentimeter Durchmesser, Dessert für 6 bis 12 Personen, Zubereitungszeit: ca. 45 Minuten

**Zutaten für den Boden:**  
95 g Butter,  
70 g Puderzucker,  
50 g Eigelb,  
1,5 g Fleur de Sel,  
160 g Mehl,  
15 g Kakao,  
20 g gemahlene Mandeln

**Zubereitung:**  
Alle trockenen Zutaten mit Butterflocken bestreuen, die Eigelbmasse hinzufügen und zu einem Teig verarbeiten.

Als Boden in eine Springform auslegen und bei 150 Grad 20 Minuten backen, beiseitestellen

**Zutaten für die Schokoladen-Ganache:**  
100 g Sahne,  
20 g Zucker,  
30 g Schokolade aus Tansania,  
35 g Schokolade aus Madagaskar,  
25 g Milch,  
1 Ei  
eine Prise Salz  
8 g Traubenzucker

**Zubereitung:**  
Den Traubenzucker mit der flüssigen Sahne und dem Zucker auf dem Herd erhitzen. Die Mischung über die zerstückelte Schokolade gießen, Salz hinzufügen und mixen. Die Milch und die Eier hinzufügen und alles zu einer Masse verarbeiten.

Die fertige Ganache in den gebackenen Tortenboden gießen. Erneut 15 Minuten bei 120 Grad backen.



Fotos: Virgine Garnier

## Urlaub mit dem alten Ego

Wolfgang Höbel versucht, Schritt zu halten mit dem Lauf der Zeit



Warum reisen die Menschen überhaupt? Sehr schlaun Leuten zufolge ist der edelste Zweck des Wegfahrens und In-die-Welt-Hinausziehens die Begegnung mit dem eigenen Selbst. Wer mit klarem Kopf und offenen Sinnen reise, der komme zu sich, heißt es. Wer mit fremden Menschen, ihren Ansichten und ihren Sitten konfrontiert sei, so lautet das große Reiseversprechen, der werde sich erst wahrhaft bewusst, was das Eigentliche seiner Person, seiner Schaffenskraft und seines Herkommens ausmache. Der Schriftsteller Albert Camus jedenfalls formulierte die Regel: »Das Reisen führt uns zu uns selbst zurück.«

Für mich klingt das ein wenig so, als sollten die daheimgebliebenen Leute ihre reisenden Mitmenschen beneiden – weil möglicherweise nur der, der sich durchs Unterwegssein bildet, am Ende seiner kleinen oder großen Reisen verlässlich sein innerstes Ich findet.

Ich selbst war lange davon überzeugt, dass ich auf Reisen keineswegs meinem eigenen Selbst begegnen möchte. Ich wollte anderen Menschen und fremden Welten begegnen. Ich wollte dabei mein Ego gern eine Weile vergessen dürfen. Das war möglicherweise unreif, nicht gut für meine Persönlichkeitsentwicklung und noch schlechter für mein Karma. Doch für mich lag der Reiz des Unterwegsseins gerade im Urlaub von mir selbst. Die Entwicklung meiner Persönlichkeit durfte auf Reisen Pause machen. Statt mich mit meinen Unzulänglichkeiten, Ängsten und Ärgernissen beschäftigen zu müssen, die mich zu Hause nerven, gab ich mich unterwegs gern der Illusion hin, es wäre möglich, alle meine innerlichen und äußerlichen Beschwerden für eine Weile hinter mir zu lassen. Im besten Fall sogar für immer.

Nun haben viele moderne Menschen die Vorstellung, man könne irgendwo verharren und diesen Ort sein Zuhause nennen, entschieden verworfen. Seit Coaching und die Bücher von Richard David Precht in Mode sind, hat auch der Bewegungsunwilligste gelernt, das ganze Leben als eine einzige große Reise zu begreifen. Ob die Wohnsitze, die Partner, die Jobs wechseln oder nicht, alles in unserer Existenz ist im Fluss und steter Veränderung unterworfen. Nicht mal das Ich gilt noch als stabile Größe, wenn wir Prechts Bestseller »Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?« glauben. Wenn wir aber alle unser Dasein sowieso als ständiges Unterwegssein verstehen, in dem jeder feste Ort eine Fiktion ist, verändert das dann nicht auch den Reiz des sogenannten Verreisens?

Die Idee der großen Lebensreise entwertet nicht bloß die Illusion, dass Flucht und Eskapismus wirklich möglich sind, sondern auch die Behauptung, auf Reisen komme man sich selbst besonders nahe. Statt weiter nach dem Sinn des Reisens zu forschen und wissen zu wollen, ob er im Davonlaufen vor den eigenen Sorgen oder in der Selbsterkenntnis besteht, könnten wir in Zukunft vielleicht schlicht den Luxus des Ferienvergnügens und die zweckfreie Lust am Reisen feiern. Die Erkenntnis, dass sich die Neugier auf das Fremde und die Erkundung des mitgebrachten Innenlebens auf lässige Weise verknüpfen lassen, schien übrigens schon dem Schriftsteller Oscar Wilde zu dämmern: »Ich reise nie ohne mein Tagebuch«, schrieb er. »Man sollte immer etwas Aufregendes zu lesen bei sich haben.«

**Impressum**

**SPIEGEL-Verlag**  
Rudolf Augstein GmbH & Co. KG,  
Ericusspitze 1,  
20457 Hamburg,  
Telefon 040 3007-3540

**Herausgeber:**  
Rudolf Augstein (1923–2002)

**Chefredakteur:**  
Dirk Kurbjuweit (V.i.S.d.P.)

**Leiterin Derivate:**  
Dr. Susanne Weingarten

**Verantwortlich für Anzeigen:**  
Hannes Engler

**Anzeigenobjektleitung:**  
Doris Schmidt

**Objektleitung:**  
Manuel Wessinghage

**Redaktion:**  
brookmedia Management  
GmbH, Straßenbahnring 13,  
20251 Hamburg

**Redaktionsleitung:**  
Bianca Lang-Bognár,  
Andreas Möller (Stv.)

**Artredaktion:**  
Johannes Erler

**Grafik:**  
Bureau Johannes Erler

**Autoren und Mitarbeiter dieser Ausgabe:**  
Andora,  
Christian Baulig,  
Christine Brand,  
Julia Hackober,  
Ilona Hartmann,  
Wolfgang Höbel,  
Silvia Ihring,  
Thomas Künzel (Lektorat),  
Barbara Markert,  
Katharina Graça Peters,  
Katharina Pfannkuch,  
Stephan Reinhardt,  
Anja Rützel

**Fotos Reisestrecke:**  
Accidentally Wes Anderson

**Bildbearbeitung**  
PIXACTLY media GmbH,  
Hamburg

**Druck:**  
appl druck GmbH, Wemding



**Das nächste S-Magazin**  
Ihnen hat das S-Magazin gefallen? Wir freuen uns über Ihre Zuschriften an [s-magazin@spiegel.de](mailto:s-magazin@spiegel.de). Unsere nächste Ausgabe erscheint im Oktober 2024.



# Mein Mann, der Alzheimer und ich



256 Seiten, gebunden · 22,00 €  
Auch als E-Book erhältlich.

Fünf Jahre hat Katrin Seyfert ihren Mann durch seine Alzheimer-Erkrankung begleitet. Die Diagnose bekam der Arzt und Vater von fünf Kindern mit Anfang 50. Sie hat den Familienalltag organisiert, die Finanzen, den Pflegedienst. Schließlich die Beerdigung. Schonungslos offen erzählt sie von den tieftraurigen, aber auch komischen Momenten des Familienlebens und davon, wie sie – gegen geltende Konventionen – ihren eigenen Weg findet, mit der Lücke, die ihr Mann hinterlassen hat, zu leben.

# ANDORA

Ob Bonbon-Packungen oder den Boxmantel von Henry Maske, ob Uhren, Porzellan oder Schuhe – Andora bemalt Alltagsgegenstände aller Art, aber auch Rennwagen oder eine Rakete, die 1992 ins All geschossen wurde. So vielseitig wie seine Kunst ist auch sein Leben: Geboren 1958 in Ostberlin als Andreas Hoge, arbeitete er zunächst als Friedhofsgärtner, nach seiner Ausbürgerung später als Sozialpädagoge. Er absolvierte auch eine Kosmonautenausbildung. Wegen seiner Pop-Art-Zeichnungen auf Dollarnoten wurde er mit einem Einreiseverbot in die USA belegt. Sechs der künstlerisch gestalteten Antworten aus diesem Interview kommen auf Wunsch des Malers dem Projekt »Hope« zugute, das er mit der deutschen Band »Fury in the Slaughterhouse« umsetzt. Die Bilder werden die »Fury-Suite« im gemeinnützigen Hotel »Villa Viva« von Viva con Agua in Hamburg schmücken.

Schreiben Sie an [s-magazin@spiegel.de](mailto:s-magazin@spiegel.de), wie Ihnen die Ausgabe gefallen hat. Als Dankeschön verlosen wir unter den Einsendern insgesamt drei der signierten Arbeiten von Andora



Wie sehen Sie sich selbst?



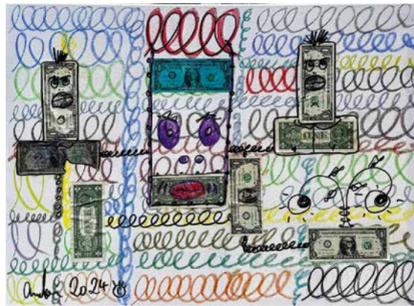
Wie sehen Sie andere?



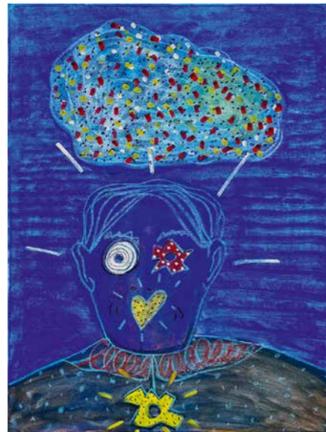
Ihre größte Schwäche?



Ihr Lieblingsort auf der Welt?



Welches Talent hätten Sie gern?



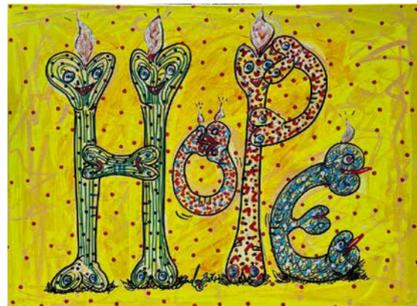
Welches Objekt würden Sie gern noch bemalen?



Wovor haben Sie Angst?



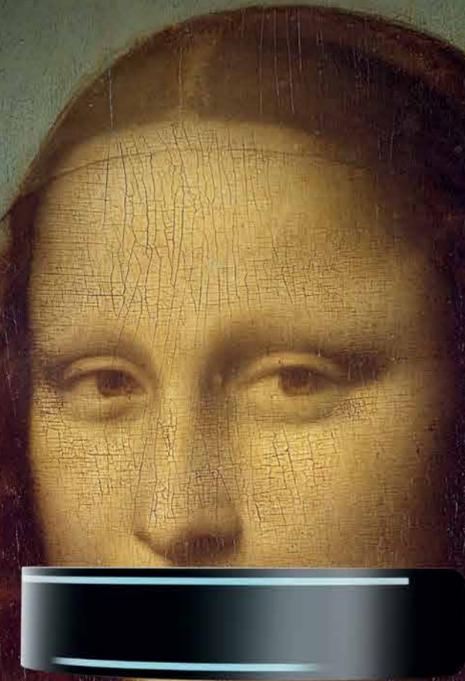
Welche Farbe hat das Glück?



Was an Ihnen ist typisch deutsch?

Die Idee zur Rubrik stammt aus T, dem Style-Magazin der New York Times. (The Illustrated Interview)

 where art meets innovation



more at  
[www.epitome.inc](http://www.epitome.inc)

epitome  
the future of oral health

# Blauer

쌍쌍파티

노래

맥주

THE SOUL  
OF  
SEOUL

BLAUER K-CODE  
DISCOVERING KOREA

[blauerusa.com](http://blauerusa.com)

fgf-industry.com